

Joachim Siegerist



Was ungeschrieben blieb

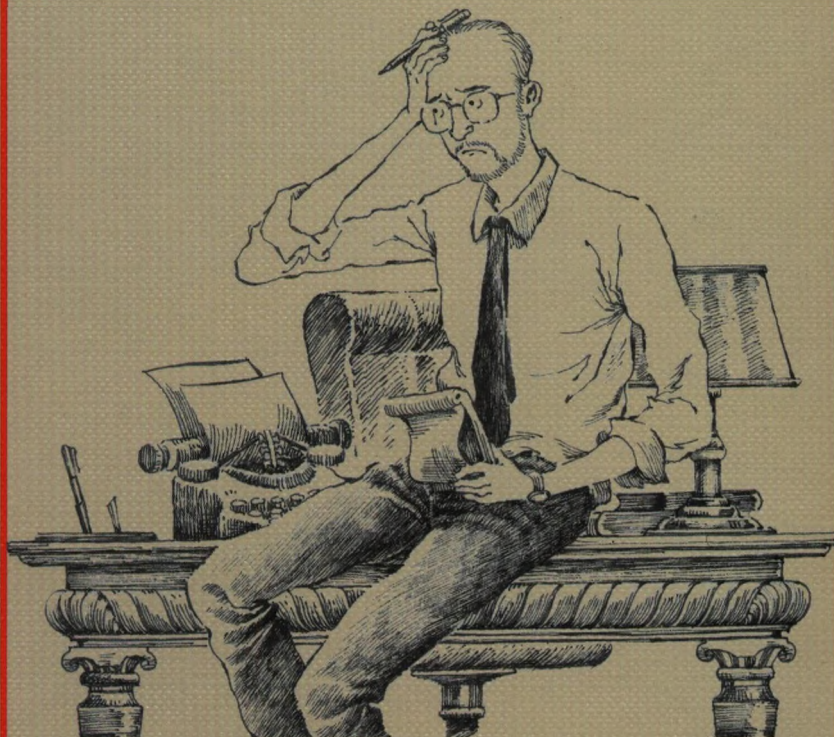
Notizblock eines konservativen Journalisten



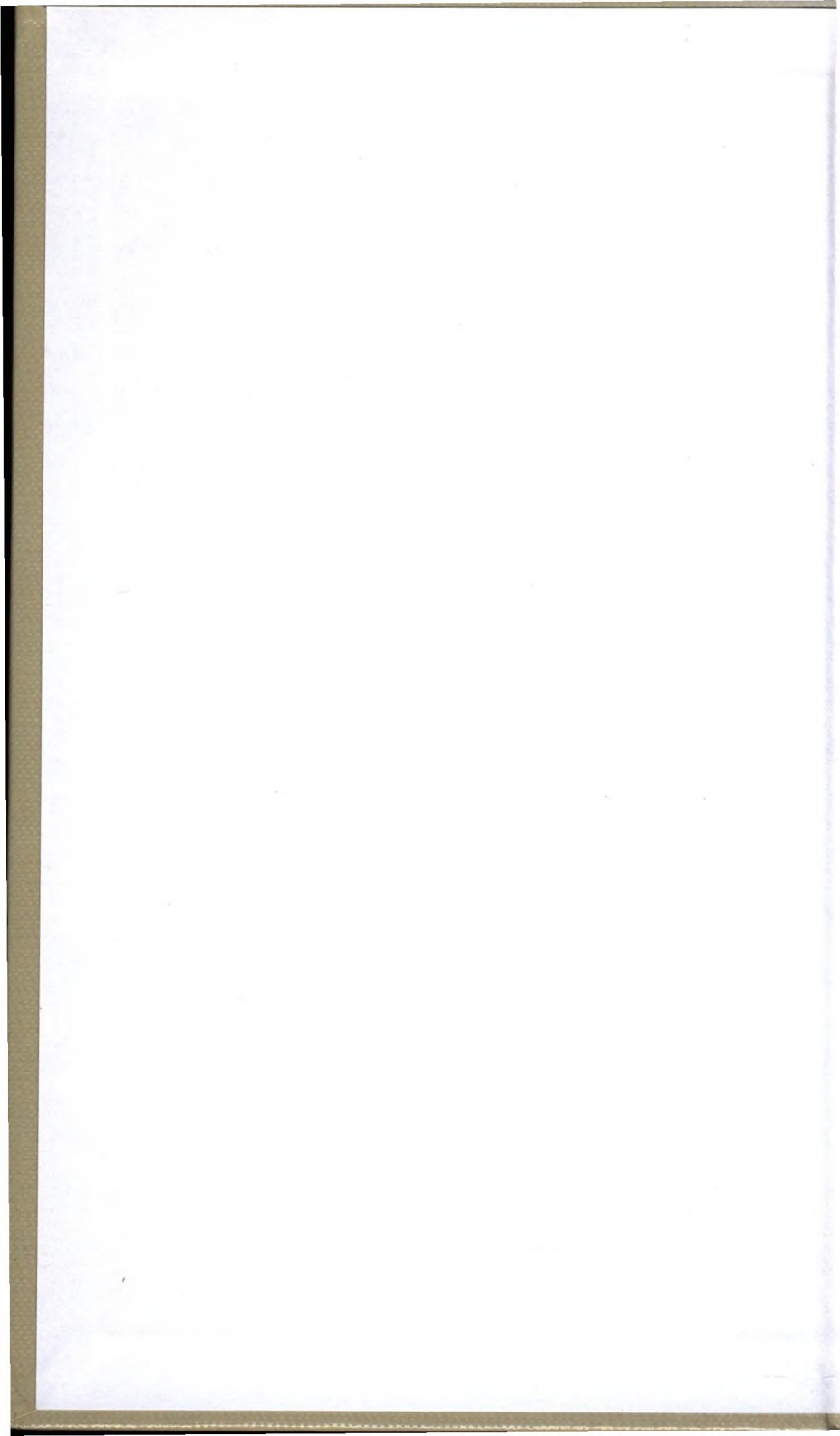
WPR
POLITIKVERLAG

Joachim Siegerist

Was ungeschrieben blieb...



Notizblock eines
konservativen Journalisten



Joachim Siegerist

Was ungeschrieben blieb

Joachim Siegerist

Was ungeschrieben blieb

Notizblock eines konservativen
Journalisten



Herausgeber:
WPR Wirtschafts- und Politikverlag Hamburg
November 2006

1. Auflage November 2006

Alle Rechte bei:
WPR Wirtschafts- und Politikverlag GmbH
Beethovenstraße 60 – 22083 Hamburg
Telefon : 040 / 298 10 390 – Telefax: 040 / 298 22 240

Druck:
Kölle-Druck, Preußisch Oldendorf

Zeichnungen: Sitthiporn Pounsuk

ISBN-10: 3-9810430-2-2
ISBN-13: 978-3-9810430-2-0

Inhaltsverzeichnis

Ein seltsames Vorwort	7
Die „Braut in Weiß“ und die gekippte Schlagzeile	9
Das kleine Eichhörnchen	15
Die kleine Spinne und das schöne Mädchen	19
Eine feine Dame aus Hamburg – und die böse Schwägerin von der Elbchaussee	24
Ich tu so „als ob“ – und die Piazza auf Capri	28
Was ich von einem Freund erwarte	32
Das Café de Paris und meine weiße Hose	36
Die Trümmerkatze Meyerdiercks	42
Und was wird aus dem Kreuz?	44
Warum tanzt Murat aus der Reihe?	49
Die „Dame“ ohne Vergangenheit vom Mövenpick in Hamburg	52
Darf ein Kind so heißen? Und ein Pirat mit 2 Holzbeinen	55
„Errrdstrahlen“ und sterbende Kinder	58
Die „Fräuleins“ über den Dächern Bangkoks	64
Arafat, eine Nacht in Bethlehem und eingeschlagene Zähne	70
Petrus soll öffnen – bitte, nicht wieder der Butler	75
Gold Margarita und das Holzbein des Geigers	80
Ein Pinguin und der Rausschmiß meines Lebens	85
Und ich nannte sie die „Schandweiber“	88
Mein gutes, altes Kranzler – und diese blöden „Ketten“	94

Komm, wir spielen „Leute ärgern“	96
Im Fahrstuhl – und die Frage: Hat Schegi wirklich gerülpst?	100
Weiße Blumen sind Trauerblumen und die Hütchen auf den Hyazinthen	104
„Kleine Mädchen“ und Schuhe kaufen	107
Da bleiben nur noch ganze drei Minuten	111
Der schicke weiße Anzug	114
Die alte Frau und das Klavier	117
Im Chez Nous – da brennt noch Licht	120
Bei Höllermann brennt's, und die Alte schielt	124
Die schwarze Mamba und eine weiße Frau	127
Der heilige Jude Sidney Druker und die deutschen „Neo-Nazis“	133
Drei „primitive“ Buschmänner und ein zerlegter VW-Motor	139
Fürstin Gloria und das „Schnackeln“ der Schwarzen	144
Bastarde, Glasaugen, tote Zwillinge und die Macht des Medizinmanns	148
Wie schütze ich meine besten Legehennen vor dem kleinen „Satans-Braten“?	161
„Hermann“ Göring, Diamanten und geklautes Land	162
Lebende Kinder mit Bohnen gekocht – „Wahrheit“ über den Herero-Aufstand	170
Onkel Elefant ist jetzt im Himmel	187
Der Zeichner und die „Chemie“	198

Ein seltsames Vorwort

Von Joachim Siegerist



Konservativ – von mir aus auch „rechts“ – zu dieser Sorte von Menschen gehöre ich. Wer sich zu dieser Richtung bekennt, wird von der schreibenden Zunft gern als „unsensibler Eisen-Fresser“ oder Anhänger von „Kasernenhof-Deutsch“ abgestempelt.

Alles Quatsch. Nichts als kalter Kaffee ist das. Dieses Buch wird es beweisen. Es verrät einiges aus meinem bunten Achterbahn-Leben. Erst beim Schreiben habe ich festgestellt, daß die ungeschriebenen Geschichten, die ich erlebt habe, oft die besten waren. Als Redaktionsleiter bei BILD-Bremen oder als Chefreporter von HÖRZU manchmal blieben die interessantesten Geschichten in der Schublade. Aus welchen Gründen auch immer. Warum das so war – das erfahren Sie aus diesem Buch. Das Lesen und das Betrachten der wunderschönen Bilder wird Ihnen hoffentlich Freude bereiten.

Das Buch widme ich allen Freunden der Deutschen Konservativen, der AKTION REISKORN und dem von mir geliebten Tierschutzverein „Aktion Sorgen-tier“.

Im November 2006

Joachim Siegerist

Die „Braut in Weiß“ und die gekippte Schlagzeile

Journalisten können eine schadenfrohe Bande sein. Besonders junge Journalisten, die das Auf und Ab einer Achterbahn des Lebens selbst noch nicht mitgemacht – aber schon die Weisheit mit Löffeln gefressen haben. Zu dieser Sorte von jungen Journalisten gehörte ich selber. Damals 1972 bei der Olympiade in München. BILD-Reporter war ich. Junger Redaktionsleiter der BILD-Zeitung in Bremen. Und voller Schadenfreude stieß ich auf eine Geschichte, die – zum Glück für die Betroffenen – nie gedruckt wurde. Heute sollen Sie diese Geschichte erfahren. Nur die Namen hab' ich verändert. Denn einige Personen meiner schadenfrohen Geschichte leben bestimmt noch und denken zeitlebens daran zurück wie es war mit der „Braut in Weiß“ und dem arabischen Ölprinzen.

Ein kleiner Ort – ein Bauerndorf – im erz-erz-erz-katholischen Umfeld der niedersächsischen Region Meppen/Cloppenburg/Aschendorf-Hümmling – da, wo die CDU einen Besenstiel auf's Plakat drucken kann und die Wähler trotzdem CDU wählen.

Die reiche Bauers-Tochter Erna Ellinger auf Suche nach dem „richtigen“ Bräutigam. Eine Schönheit – nein, das ist Erna Ellinger nicht. Viel Grips im Kopf – Fehlanzeige – das hat Erna Ellinger auch nicht. Vielleicht Herzenswärme. Zu jung war ich, um das beurteilen zu können. Nur eines, das gab es bei Erna Ellinger bestimmt: Geld. Damit hielten Papa und Mama Ellinger auch nicht „hinter dem Berg“. „Geld zu Geld“ das war ihr Lebensmotto – das sollte auch für ihre Erna Lebensinhalt sein. Bei einer lange ersehnten Hochzeit. Aber welcher reiche Junge wollte eine Erna Ellinger heiraten? Eine Erna mit Stroh im Kopf. Und eine Erna, die nicht sehr viel schöner war als die vielen Vogelscheuchen auf den üppigen Feldern von Papa Ellinger. Weizen und Zuckerrüben.

Sehr groß ist die Auswahl nicht an schönen, reichen und dazu noch jungen Männern im Kreis von Meppen/Cloppenburg und Aschendorf-Hümmeling. Oder anders: Diese Sorte von jungen Männern gab es schon. Aber für Erna Ellinger? Die reichen und schönen und jungen Männer – die wollten eine andere heiraten. Nicht Erna Ellinger.

Da versuchte es Erna Ellinger mit Heiratsanzeigen. Heimlich. In der „Großstadt“. In Hannover. Und Erna Ellinger bekam Post. Viel Post. Denn Erna Ellinger hatte in die Heiratsanzeige geschrieben „Reich, jung, schön“. Das „schön“ das war natürlich stark übertrieben. Aber „reich“ und „jung“ ja, das war richtig. Vielleicht hätte es genügt ganz einfach nur zu schreiben „reich“. Jedenfalls war „reich“ wohl wichtiger als „jung“, für alle Männer, die „schon immer“ von einer wie Erna Ellinger geträumt hatten. Unter den Brautwerbern war auch ein Öl-Prinz. Saudi-Arabien. An die 6000 Prinzen gibt es da. Warum sollte sich nicht einer von den 6000 ausgerechnet in Erna Ellinger verliebt haben? Saudi-Arabien, Öl-Prinz, reich – und dann Papa Ellingers Lebensmotto „Geld zu Geld“. Das paßt doch. Natürlich gab es da einen Schönheitsfehler. Selbstverständlich war Erna Ellinger katholisch. Wie alle im erz-erz-erz-katholischen Umfeld von Meppen/Cloppenburg/Aschendorf-Hümmeling – ich sagte es schon: Dort, wo die CDU einen Besenstiel auf's Wahlplakat drucken kann und trotzdem gewinnt. Ab 75 Prozent aufwärts.

Öl-Prinzen – vor allem Öl-Prinzen aus Saudi-Arabien solche Öl-Prinzen sind Muslime. Immer. Ausnahmen gibt es nicht. Die katholische Erna Ellinger und der muslimische Öl-Prinz. „Das geht schon“ sagte Papa Ellinger „das geht schon. Erst Standesamt, dann katholischer Konvertiten-Unterricht, und irgendwann wird auch der Öl-Prinz katholisch. Aber erst Standesamt. Nur ausnahmsweise. Man muß auch mich verstehen: Schließlich gehört Geld zu Geld. Danach kommt Liebe und vielleicht auch der gleiche Gott, an den beide glauben.“



Der Öl-Prinz war Medizin-Student in Hannover. Sagte er. Und Erna Ellinger war stolz auf ihren Bräutigam, führte ihn rum im ganzen Dorf. Eines mußte man dem Öl-Prinzen wirklich lassen: Er war ein schöner Öl-Prinz. Auffällig schön. Wie konnte sich ausgerechnet so ein schöner Öl-Prinz in die weniger schöne Erna Ellinger verlieben? Vielleicht denkt auch d e r „Geld zu Geld“ meinte Mama Ellinger, half dem ersehnten Bräutigam mit 20 000 Mark vom Privatkonto aus, weil der Scheck von Papa aus Riad nicht pünktlich eingetroffen war. Ein Öl-Prinz ohne Geld in der Tasche nein, das konnte Mama Ellinger nicht hinnehmen. Papa Ellinger gab ihr Recht. „Das geht nun ganz und gar nicht. Was sollen die Leute denn denken“, sagte er – und als der Scheck aus Riad nach zwei Wochen immer noch nicht da war, schob Papa Ellinger noch einmal 15 000 nach.

„In Saudi-Arabien ist es eine Schande, wenn der Bräutigam die Auserwählte zu lange warten läßt“, ... meinte der Öl-Prinz die ganze Familie Ellinger nickte eifrig mit dem Kopf. Am meisten Erna Ellinger und eine standesgemäße Hochzeit wurde vorbereitet. Erna Ellinger bekam ein Brautkleid mit weißen Spitzen aus Paris. Aufgestickte Perlen. Nicht echt. Aber auch unechte Perlen sind eine Attraktion. Im Umkreis von Meppen/Cloppenburg und Aschendorf-Hümmeling.

Aus Saudi-Arabien wollte sie anreisen – die ganze, große Prinzenfamilie. „Wer weiß – vielleicht sogar der König“, ... träumte Mama Ellinger, gab dem „Schwiegersohn“ noch einmal 45 000 Mark für die Vorbereitungen zur „standesgemäßen“ Hochzeit und die Unterbringung der Prinzen-Familie, die sie zur Königs-Familie aus Saudi-Arabien hochstilisiert hatte – und das sollte auch jeder wissen im Umfeld des Kreises Meppen/Cloppenburg und Aschendorf-Hümmeling. Die Nachbarn, der Bäcker, alle Bauern, sogar der die Heirat mißbilligende katholische Pfarrer. Aber der wurde getröstet. „Der Öl-Prinz wird ja katholisch. Irgendwann jedenfalls. Welche deut-

sche Kirche hat schon einen katholischen Öl-Prinzen – dann noch aus Saudi-Arabien?“

Das Aufgebot war bestellt. Eine große Hochzeit. Natürlich. Standesgemäß. So um die 500 Gäste. Der Schwiegersohn bestand darauf: „Nein – meine Familie hole ich am Flughafen in Hannover ganz allein ab.“ Papa Ellinger gab ihm seinen Mercedes-Diesel und „ein wenig Geld“ für viele Taxis saudische Prinzen-Familien sind groß. Geld für die Hotels in Hannover dazu. Dort sollten die „Blaublütigen“ aus Riad schlafen. Nicht so einfach in Meppen/Cloppenburg/Aschendorf-Hümmling. „Nein“, ... sagte Papa Ellinger, „wenn schon, denn schon. Schließlich heiratet meine Erna einen Prinzen.“ Und alle warteten auf den Prinzen und dessen große Familie. Sie warteten lange, fast 3 Stunden. Erna Ellinger bekam kaum noch Luft in ihrem viel zu eng geschnittenen Brautkleid, hatte sich in ein Korsett gezwängt – das die Taille ein wenig schmaler erschienen ließ – aber ihren Kopf rot färbte wie einen der Hummer, die beim Hochzeitsmahl ins kochende Wasser geworfen werden sollten. Denn Schweinebraten „Niemals“, ... sagte Papa Ellinger, „das können wir den muslimischen Gästen aus Riad nicht zumuten. Was sollen sie von uns denken?“ wartete weiter, und die ersten Hochzeitsgäste fingen an zu tuscheln, zu kichern. „Der Öl-Prinz wird doch etwa nicht?“

Der Öl-Prinz kam nicht. Der Öl-Prinz kam überhaupt nicht. blieb verschwunden für immer. Auch Papa Ellingers Mercedes und das viele, viele Geld. Der „Öl-Prinz“ ließ sich nie wieder sehen im Umfeld von Meppen/Cloppenburg/Aschendorf-Hümmling. 5 Stunden Warten – da waren schließlich auch die letzten Gäste gegangen. Sie hatten sich doch so fein gemacht für die Prinzen-Hochzeit. Erna Ellinger weinte laut und weinte viel. Das Mitleid war gering. „Warum hat sie auch so dick aufgetragen – das mit dem Prinzen?“ sagten ihre Freundinnen, die eigentlich keine richtigen Freundinnen waren, sich aber Freundinnen von Erna

Ellinger nannten, weil Papa Ellinger sie dann zum jährlichen Schlachtfest auf den großen Hof einlud. Schlachtfeste bei Familie Ellinger da wurde nicht gezeigt.

Das Schlachtfest fiel aus in dem Jahr nach der geplatzten Hochzeit. So wie die ganze Hochzeit. Vier lange Wochen ging Erna Ellinger nicht aus dem Haus. Dann rief Erna Ellingers „beste Freundin“ bei BILD an. Bei BILD in Bremen. Ich an der Leitung. Erna Ellinger und der falsche Öl-Prinz. Was für eine Geschichte für BILD! „Endlich was anderes als immer nur Sportberichterstattung über die Olympiade“ frohlockte ich – und auf der Fahrt in den Umkreis von Meppen/Cloppenburg/Aschendorf-Hümmling piesackte ich BILD-Fotograf Uwe Hempen: „Erna Ellinger muß noch einmal das weiße Brautkleid anziehen. Dann mit Brautkleid auf den Traktor. Mitten auf dem Acker. Und trauriges Gesicht. Das ist das Foto – und wir brauchen es. So muß sie zu sehen sein, die Erna Ellinger.“

Erna Ellinger machte mit. Erna Ellinger in Weiß. Im weißen Brautkleid auf dem Traktor – mitten auf dem Acker. Es stank nach Mist. Mama und Papa Ellinger hatten zugestimmt, einen BILD-Honorar-Vertrag unterschrieben und 1000 Mark kassiert. Konnten sie gut gebrauchen. Der „Öl-Prinz“ Die gute Erna erzählte mir alles Uwe Hempen mit seiner NIKON-Kamera dabei. „Alles im Sack“ signalisierte ich der BILD-Zentrale in Hamburg – und Benni von Heintze, BILD-Nachrichtenchef, rieb sich die Hände. Ich auch. Schlagzeile auf der 1. Das war klar. So eine Geschichte! So ein Foto!

Und dann die Schüsse in München. Arabische Terroristen ermordeten brutal israelische Sportler. Blut-Spiele statt Friedens-Spiele. Die Welt hielt den Atem an. Ich dachte nur: „Aus – die Schlagzeile mit Erna Ellinger.“ Gut für Erna Ellinger. Ich schimpfte laut: „Diese Scheiß-Terroristen. Versaute Schlagzeile.“

So sind sie junge Journalisten ich war nicht besser.

Das kleine Eichhörnchen

Vom Fenster meines Büros in der Hamburger Beethovenstraße konnte ich es genau sehen: Ein kleines, braunes Eichhörnchen am Straßenrand. Was ist los mit dem munteren Kerlchen? Es saust den halben Tag lang mit seiner Eichhörnchen-Frau den Stamm der alten Tanne in unserem Garten in Windeseile rauf und runter. Mehr Flug- als Eichhörnchen – springt das lustige Pärchen sonst von einem Zweig auf den anderen. Von der Tanne auf die Birke, von der Birke auf die Tanne und rauf auf die Linde am Straßenrand. Autos, Menschen, Hunde und streunende Katzen „tief unten“. In den Baumwipfeln ist Eichhörnchen-Sicherheit. Keine Gefahr.

Aber jetzt am Straßenrand – und fast unbeweglich. Autos fahren an meinem kleinen Freund vorbei. „A-Hörnchen“ nenne ich ihn. Seine Frau „B-Hörnchen“. Ausgeliehene Namen von Walt Disney. Dabei kann ich Eichhörnchen-Männchen und Eichhörnchen-Weibchen nicht einmal mit Sicherheit unterscheiden. Aber A-Hörnchen ist ein wenig größer und frecher. Deswegen meine Vermutung: A-Hörnchen ist das Männchen.

Immer noch sitzt A-Hörnchen wie versteinert am Straßenrand. Riwa kommt bellend auf ihn zugelaufen. Ein kleiner, schwarzer Pudel. Der von unserer Nachbarin, die uns hin und wieder mit Kuchen verwöhnt und oft gute Bekleidung bringt, die wir dann für Bedürftige nach Lettland transportieren. A-Hörnchen stellt sich hoch auf die Hinterbeine – fast wie ein Boxer vor dem Kampf. Bleibt auf dem selben Fleck sitzen. Riwa ist geschockt. Beeindruckt und geht stolz weiter – so, als wenn mein A-Hörnchen für vornehm-getrimmte Pudel ganz einfach nur Luft ist. Und A-Hörnchen sitzt weiter, sieht auf die Straße. Vorbeifahrende Fahrräder nimmt der braune Nußsammler nicht zur Kenntnis – sie machen einen Bogen um ihn.

Ein vielleicht 8jähriger Junge bleibt stehen, will A-Hörnchen streicheln. Ich klopfe ans Fenster, rufe: „Laß das



Tier. Vielleicht beißt es.“ Das Kind geht weiter. Die Schule ist am Ende der Beethovenstraße. Der Kleine will nicht zu spät kommen. Ich hab längst damit aufgehört, in meiner Korrespondenz zu stöbern, und bitte Murat, unseren Büroleiter: „Geh Du ans Telefon, wenn jemand für mich anruft. Ich bin nicht da.“ All mein Interesse konzentriert sich nun auf das seltsame Verhalten des kleinen Eichhörnchens, auf mein A-Hörnchen. Vom Büro gehe ich in den Garten, von da sehe ich A-Hörnchen besser. Fast eine halbe Stunde sitzt der kleine – sonst so lustige Kerl – nun schon am Straßenrand – und nichts vertreibt ihn. Wo ist B-Hörnchen, seine Frau? frage ich mich. Glänzender Asphalt. Es hat geregnet. Und dann sehe ich B-Hörnchen. Die mir so vertraute Eichhörnchen-Frau liegt tot auf dem Straßenpflaster. Wollte die kleine Eichhörnchen-Frau die „große Welt“ entdecken? Einmal nur runter von Tanne, Birke und Linde? Nur einmal in die andere Welt, auf die gegenüberliegende Seite der Beethovenstraße? Erst jetzt verstehe ich: A-Hörnchen trauert um seine von einem Auto überfahrene Frau. A-Hörnchen hält Totenwache und ich steh hilflos im Garten. Wie gern würde ich meinen kleinen Freund trösten. Wie tröstet ein Mensch Eichhörnchen? Und da passiert das Schreckliche – ich kann es nicht verhindern. In dem Moment, in dem eine ganze Kolonne von Autos schnell die Beethovenstraße runtersaust, um die Grünphase der nächsten Ampel zu erreichen genau in dem Moment läuft A-Hörnchen auf die Straße. Ein dunkelblauer VW bremst noch. Zu spät. Ich habe A-Hörnchen und B-Hörnchen unter der alten Tanne in unserem Bürogarten begraben. Sie fehlen mir.

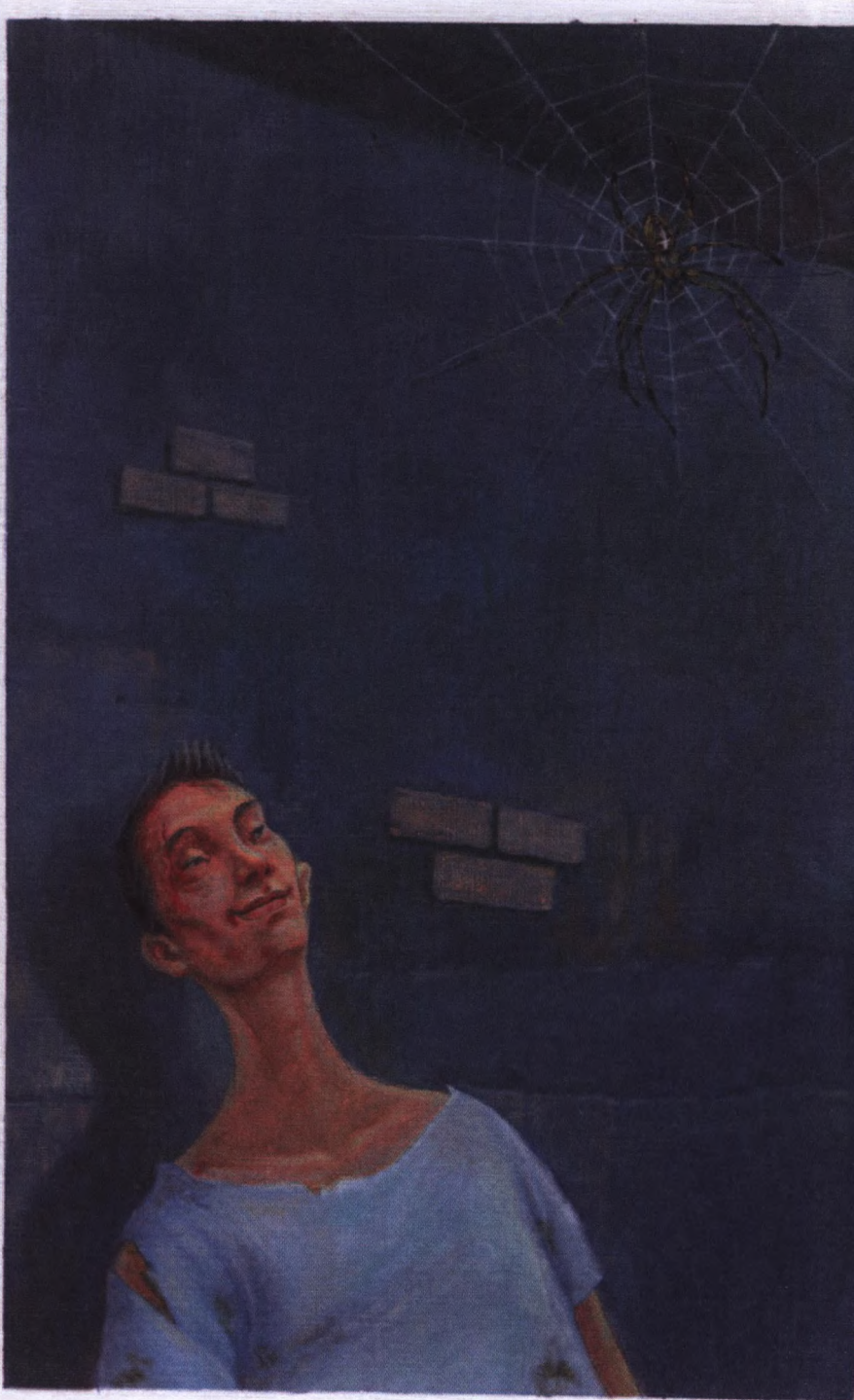


Die kleine Spinne und das schöne Mädchen

12 Jahre alt war der kleine Waisenjunge Dennis aus Lettland, als ich ihm die Geschichte von dem Gefangenen und der Spinne erzählte. Eingekerkert im kommunistischen China von Mao Tse-tung. Einzelhaft. Hungerhaft. Betonzelle. 3 Quadratmeter. Keine Pritsche, keine Decke. Feucht. Schlafen nur stundenweise. Dann wieder Verhöre, Prügel, Drohungen: „Gestehe, sonst auch deine Familie. Wir haben viel Platz im Gefängnis.“ Sein „Verbrechen“ war aktenkundig, mehr als nur einmal gestanden: „Ich bin Christ, glaube an Gott, dem ich mehr gehorchen muß als den Menschen.“ Was für ein Verbrechen im China von Mao an dem sich auch heute in Sachen Glaubensfreiheit wenig geändert hat. Wir sehen nur die Hochhäuser von Shanghai, nicht die Gefängnis- und Folterkeller des mächtigen Reiches mit der großen Mauer. Hinrichtungen mit Organ-Entnahme zwecks Devisen. Eine Niere für 53 000 US-Dollar.

Geschäfte stehen höher als Moral. So war es schon immer. So wird es auch bleiben. Geld stinkt nicht. Das Knistern der Scheine übertönt die Schreie der Gepeinigten.

Häftling in China – und dann noch Christ. Gott erbarme dich. Und wirklich er erbarmte sich. Schickte eine kleine Spinne in die graue, feuchte Betonzelle. Plötzlich war sie da. Emsig – hin und her. In einer zerbröckelten Ecke des vielleicht 2 Meter hohen Gefängnislochs. Wie ein Holz-Schiffchen auf dem Webrahmen – dieses kleine Holzstückchen, das ich bei thailändischen Frauen im Norden des Landes beobachtet hatte, wenn sie Seide weben. Wie kam sie in die Zelle, die kleine Spinne? Der gefangene Christ sah ihr mit großen Augen zu. Auf ihren langen Beinen erschien sie ihm schneller als ein Weberschiffchen – gründlicher. Kunstvoll gezogene Fäden. Nie zuvor hatte er ein schöneres, ein feineres „Gespinst“ gesehen. Kindheitserinnerungen erwachen.



Ein Spinnengewebe im Morgengrauen – und Tautropfen im Netz des kleinen Tieres. Sie brechen einen durch sie schimmernden Sonnenstrahl. Tautropfen werden zu schönsten, funkelnden Diamanten. Das Elternhaus taucht auf im Nebel der Erinnerungen. Die Mutter, Vater, die Geschwister und der kleine runzlige Chinesen-Opa – mit den von der Last der ein Leben lang getragenen Waren durchgebogenen Beine, die von hinten wie ein O aussehen. Der Alte war es, der ihm von Christus erzählt hatte damals als die Roten Garden Maos durchs Land tobten, die „Kulturrevolution“ mit Blut und Elend erzwangen, und die Dummen und Verblendeten im Westen dem Monster dafür Beifall zollten, sich stolz „Maoisten“ nannten, sein Porträt in Blech und Emaille an ihr Revers hefteten. Heimlich erzählte der Alte von Gott, von Christus, von der Gottesmutter Maria, von der Barmherzigkeit eines Gottes, der mächtiger ist als Mao und all seine Roten Garden. Den Alten schlugen sie tot. Mit Bambusstangen. Fast 20 Minuten prügeln sie auf ihn ein. Mit einem Lächeln im Gesicht blieb er liegen, später verscharrt. Erinnerungen, die die kleine Spinne weckte. Und plötzlich – ganz langsam, aber unaufhaltsam – sickerte die Angst aus dem eigenen Körper in den Betonboden. Aufgesaugt. Wie von einem trockenen Schwamm. „Mein Leben hier können sie mir nehmen“, dachte der Gefangene, „mein ewiges Leben nie.“ Und als sie ihn wieder zum Verhör holten, um zum hundertsten Male ein „Geständnis“ aus ihm herauszuprügeln da sagte er ganz ruhig und deutlich: „Ja, ich bin Christ – und ich werde es bleiben. Gott wird auch euch eines Tages die Augen öffnen. Hoffentlich ist es dann nicht zu spät.“ Irgendwann ließen sie ihn frei, schoben ihn ab in die Vereinigten Staaten von Amerika – als „unverbesserlich, nicht umerziehbar“. Dort schrieb er sie auf – die von mir nur wiedererzählte Geschichte mit der kleinen Spinne in seiner Gefängniszelle, die seinen Lebensmut erhielt. Dennis lebt heute in Deutschland, ist ein junger Mann, 22 Jahre alt. Gold- und Silberschmied lernt er. In Hamburg.

Dann kam Besuch aus seiner Heimat. Ein junges Mädchen. So schön wie die „Glamour-Girls“ auf den Titelseiten der teuren Modemagazine in Hochglanz.

„Orientieren“ wollte sie sich. Einen Studienplatz in Deutschland suchen. Nicht nur schön war sie. Auch intelligent Dennis verliebte sich Hals über Kopf. 22 Jahre, allein in der Wohnung – und dann so eine Mitbewohnerin.

Im gemeinsam genutzten Badezimmer gab es eine Spinne. Genau wie in der chinesischen Zelle oben in einer Ecke der Decke. „I gitt“, ... sagte die Schöne. „Nein“, sagte Dennis – „sag nicht i gitt es ist doch nur eine kleine Spinne. Laß sie. Sie will auch leben. Sie tut keinem etwas“ und der Junge dachte an „meine“ Geschichte von der Spinne in der chinesischen Gefängniszelle. Dann fuhr er mit der S- und U-Bahn in die Firma, kam erst gegen 20 Uhr zurück nach Hause, ging ins Badezimmer

Keine Spinne. Das Netz zerstört. Und das schöne Mädchen lachte, sagte nur: „Wie dumm Du doch bist. Es war nur eine Spinne – und die mußte weg. Mit dem Besen hab ich es gemacht. Pfui Teufel, Spinnen.“

Dennis sagte nichts – war traurig über den Tod seiner kleinen Spinne, die er von der Badewanne aus jeden Morgen beobachtet hatte.

Ganz plötzlich war er nicht mehr verliebt. Als das schöne Mädchen wieder abreiste, winkte er nicht einmal, sagte mir nur später: „Hoffentlich kommt sie niemals wieder zurück. Ich möchte sie nicht mehr sehen.“



Eine feine Dame aus Hamburg – und die böse Schwägerin von der Elbchaussee

Vornehm ist die alte Dame. Bessere Zeiten hat sie gesehen. Ihre elegant-altrosa-geblünte Seidenbluse mit kleinen Phantasieblüten ist schon ein wenig verblichen und wenn man unauffällig zu ihrem Tisch im Café im Jenisch-Haus des Jenisch-Parks in Hamburg hinüberschielte unverkennbar deutlich: Mit sehr feinen Stichen sind die Ärmel der wunderschönen Bluse mehr als nur einmal mit Seidengarn nachgebessert worden. Über die Schuhe der alten Dame mit dem kunstvoll zu einem Zopf-Kreis geknoteten Haar wären Aktivisten der linken Greenpeace-Organisation nicht glücklich. Python, Schlangenleder. Meine Mutter hatte solche Schuhe früher auch. Das war in den „Fünfzigern“. Python war damals modern – und das Umweltbewußtsein noch sehr dürftig ausgeprägt. Aufbauen war wichtiger als bewahren. „Die sind unbequem und heiß an den Füßen“, ... sagte meine Mutter. Ihre Pythons verschwanden für immer im untersten Regal des Schuhschranks. Die alte Dame im Café hat ihre Python bewahrt. Auch ihren farblich zur Bluse abgepaßten Rock ein wenig altertümlich. Aber fein. Kleine Falten. Nicht böse von mir gemeint aber sie harmonisieren mit ihrem Gesicht und den mit Puder betupften Wangen. Alles paßte zu der alten Dame, die „so um die 85“ sein muß.

Ein Kännchen Kaffee bestellt sie. „Koffeinfrei“. Der haar-gegelte Kellner vom feinen Hamburger Hotel „Jacobs“, streicht seine lange, weiße Schürze zurecht, antwortet freundlich: „Gern, gnädige Frau. Wie immer.“

„Wie immer.“ Einmal in der Woche – am Sonntag gegen 15 Uhr – da gönnt sich die alte Dame etwas. Ein Kännchen Kaffee. Koffeinfrei. „Das Herz“ vermute ich.

Die alte Dame fesselt meine ganze Aufmerksamkeit. Mir gefallen alte Damen im Café. Sie kommen aus einer besse-



ren (aber vergangenen) Welt – einer Welt, die es heute kaum noch gibt. Ich bin fast ein wenig glücklich, als ihr an den Stuhl gelehnter Handstock mit silbernem Knauf umfällt. Nur allzugern bücke ich mich, heb' ihn auf..... Es ist für einen Journalisten nicht schwer, das „Objekt der Neugierde“ in ein Gespräch zu verwickeln.

Mein erster Eindruck täuschte nicht: Die alte Dame **war** wohlhabend – heute lebt sie von 750 Euro Rente in einer 1-Zimmer-Wohnung in einem nicht so feinen Stadtteil. Aber sie lebt – und ist zufrieden mit ihrem Leben. „Ich hatte eine gute Zeit“, ... vertraut sie mir an. Mann Reeder, Villa an der Elbchaussee, Weltreisen. 20 Jahre älter war er als seine Frau, starb vor einigen Jahren mit 92. Die zweite Ehe war es für beide. Als Ausgleich für den sitzenden Reeder-Job liebte der Mann lange und überlange Wanderungen. Sie machte mit. Halb Europa durchquerte das glückliche Paar zu Fuß, obwohl das Geld für die Erste Klasse gereicht hätte. Im Flugzeug. Im Zug sowieso. Glücklich waren die beiden. Als er starb, kamen seine drei Kinder aus erster Ehe zur „Tante“, wie die „Stiefmutter“ nur genannt wurde. „Wir meinen es gut mit Dir“, ... zwitscherten sie und die alte Dame überschrieb ihnen alles – auch die Villa an der Elbchaussee. Dann mußte sie ausziehen, schämte sich, den wertvollen Schmuck mitzunehmen, weil er ja aus der ersten Ehe stammte, verzichtete auf alle Ansprüche. Nur ihre Kleider packte sie in den alten Reisekoffer. Krokoleder. Sonst nichts. Sie wollte nicht traurig werden – die alte Dame. Nicht traurig, alles verloren zu haben, getäuscht worden zu sein. Von den Kindern aus der ersten Ehe ihres geliebten Mannes.

Mit 76 Jahren wurde sie Amateur-Malerin, kopierte erste Bilder von dem Maler aus Seebüll: Emil Nolde. Den, den die Nazis nicht mochten, dessen Kunst sie als „entartet“ bezeichnet hatten, wie sich die alte Dame im Café mir gegenüber empört. Ich nick' mit dem Kopf. Mir gefallen die Blumenbilder von Emil Nolde, seine religiösen Motive weniger. Vielleicht verstehe ich zu wenig von Kunst. Emil

Nolde war zu meiner Taufe durch Zufall in der Kirche bei Niebüll, in der mir das heilige Wasser über den Babykopf gegossen wurde. Er skizzierte meine Taufe. Wie gern hätte ich das Bild heute. Aber selbst im Seebüller Nolde-Archiv habe ich es nicht auftreiben können.

Die alte Dame ist glücklich geworden mit ihren Bildern, bessert durch den Gemälde-Verkauf die schmale Rente auf und macht sogar Ausstellungen. Manchmal besucht sie die Schwester ihres verstorbenen Mannes nur um über ihn zu reden. Über vergangene Zeiten. Die Schwester hat auch eine Villa. 300 Quadratmeter Wohnfläche mit unverbautem Elbblick. Aber sie ist unzufrieden, hat dicke und schwere Beine, die nicht durchblutet werden. Schmerzen. Amputation droht. Eine gute Frau ist sie nicht. Nein. Sie nennt ihre Schwägerin „Straßenköter“ – weil sie so viel läuft. Immer läuft, statt mit dem Taxi zu fahren. Sie läuft doch so gern. Auch früher, als er noch lebte. Und Geld fürs Taxi – von der kleinen Rente? „Straßenköter“, sagt die böse Schwägerin. Wohl mehr aus Mißgunst. Sie hat Geld und eine Villa. Aber sie ist unzufrieden. Mit der Villa, mit dem Essen, mit ihrem Leben, den schmerzenden Beinen. Sie ist mit allem unzufrieden – und deswegen sagt sie „Straßenköter“, weil sie ihrer Schwägerin das bescheidene Glück neidet.

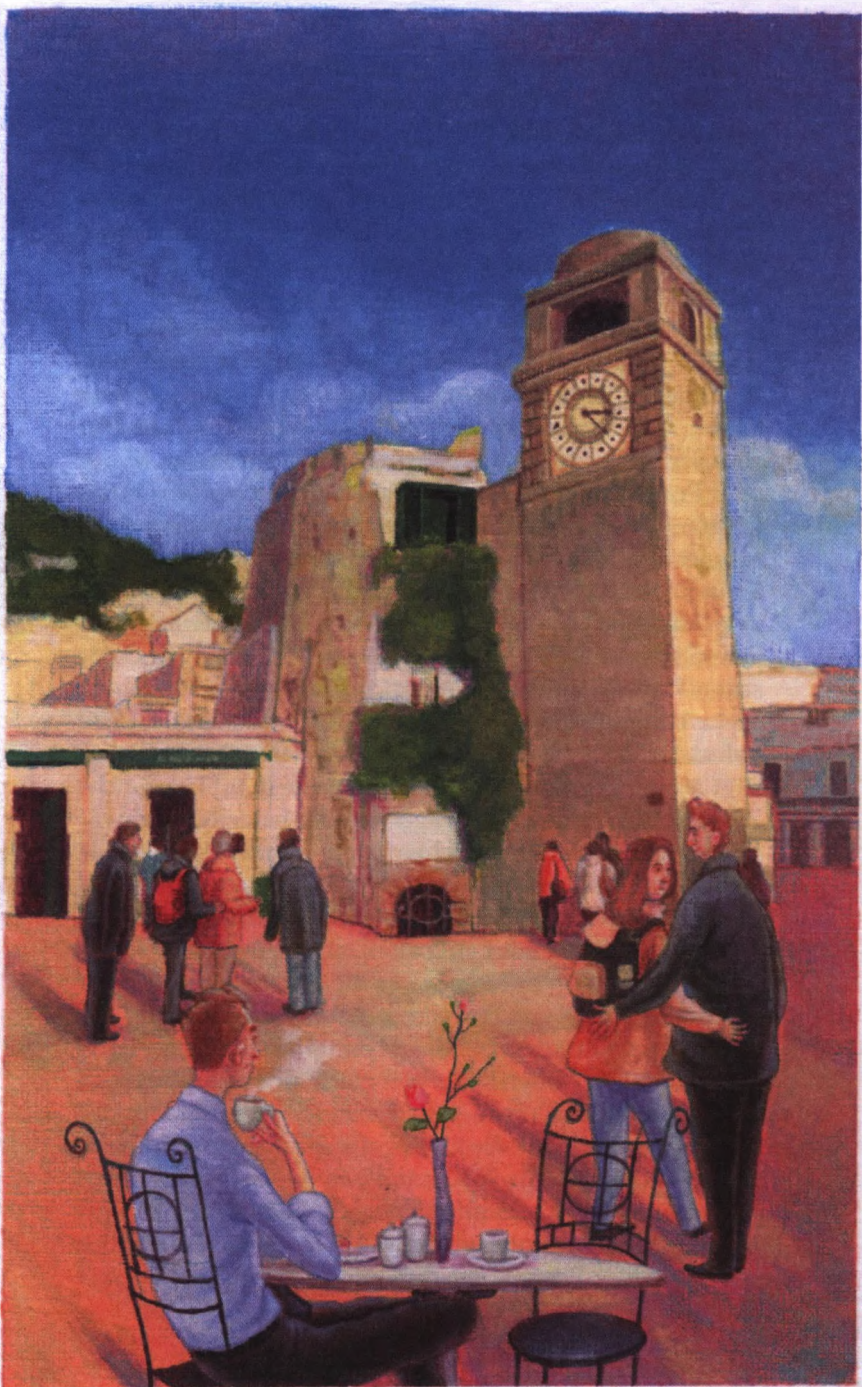
Und wenn sie besonders böse ist, dann antwortet ihr der „Straßenköter“: „Ich bin vielleicht ein Straßenköter, aber Dir hacken sie bald die Beine ab.“

Sehr forsch sagt sie das, blickt mich dabei augenzwinkernd an, zahlt ihren „Koffeinfreien“ und meint verschmitzt: „Ich bin vielleicht alt und sehe aus wie eine verstaubte Trutsche. Aber Kämpfen, das habe ich gelernt.“ Dann geht sie. In den vergangenen Wochen habe ich sie nicht mehr getroffen – die alte Dame aus dem Café im Jenisch-Haus im Jenisch-Park. Mit Blick auf die Elbe.

Ich tu so „als ob“ – und die Piazza auf Capri

Wer kennt das nicht von uns? Da sind unangenehme Dinge, die werden gern auf die lange Bank geschoben. Fenster putzen oder der schon dreimal verschobene Termin mit dem „Klugscheißer“, der alles besser weiß und alles besser kann. Ganz absagen mag ich nicht. Er nervt zwar, meint es aber gut. Und lange Zugfahrten passen mir überhaupt nicht. Mindestens sieben Stunden von Hamburg nach München, weil ich für's Flugzeug kein Billig-Ticket mehr bekam. Nicht früh genug reserviert. Termin zu kurzfristig. Den zu erwartenden Restaurant-Fraß kann ich nicht mehr sehen. Restaurant-Essen ist schön – für diejenigen, die es sich hin und wieder einmal „gönnen“. Wer aber – wie ich – ständig auf Achse ist und fast immer in Restaurants essen muß der sehnt sich nach Bratkartoffeln mit Spiegelei vom eigenen Herd. Dazu das ständige Kofferpacken – Mann – bin ich das leid. Muß ich wieder einmal im Hotel übernachten dann nur mit meinem eigenen Kopfkissen. Groß, weich, kuschelig, Daunen. Ich glaube, es riecht (mieft?) nach mir. So bleibt immer ein ganz klein wenig „Zuhause“ egal wo.

Ich hab auch noch einen anderen Trick – und er hilft. Jedenfalls manchmal. Ich tu so „als ob“. Da ist wieder die lange Zugfahrt nach München, die mir eigentlich „stinkt“. Doch ich krame in meinem Kasten der Erinnerungen und suche mir das passende Stück heraus. Meine erste Reise nach Capri. 27 Jahre alt war ich. Flugzeug zu teuer. Zugfahrt von Hamburg nach München. Hamburg, Hannover, Fulda, Würzburg, Nürnberg, München. War das toll Ganz Deutschland flog in wenigen Stunden an mir vorbei. Von München aus Nachtzug nach Neapel. Vor Aufregung keine Stunde im Zug geschlafen. Morgens Ankunft Napoli, Bahnhof Garibaldi. Ich liebe Italien – und die verrückten Italiener. Der neapolitanische



Taxifahrer knöpfte mir für die Fahrt zum Flugboot am Hafen die doppelte Summe ab. Er mußte an meinem Gesicht gesehen haben: Dummer Tourist. Mit dem kann ich's machen. Dann mit dem Flugboot nach Capri. Was für eine Insel. Noch heute bin ich Capri-„Fan“. Wie ein kleines Schmuckkästchen diese Insel. Deckel auf – und überall glitzert es. Du weißt nicht – wohin zuerst sehen. Es ist Mai. Warm. Bestimmt um die 26 Grad. Aber über die Piazza am Markt mit dem Glockenturm läuft eine vornehme Dame mit Zobel-Stola über die Schultern. Ihre Brillanten blitzen in der südlichen Sonne. Echt oder nur Glas was verstehe ich schon davon? Aber sie glitzern. Und jeder sieht auf die feine Dame. Sie will es. Mann oder Frau? Schwer zu sagen, was da angetrippelt kommt. Ich bin jung, habe noch nicht viel von der Welt gesehen, staune. Mann oder Frau? Vielleicht etwas von beiden. Erst dann kapiere ich: Das ist Amanda Leer oder so ähnlich. Angeblich Transvestit. Berühmt. Durch „Follow me, just follow me“. Folge mir ein Hit auf jedem deutschen Radio-Kanal. Nach Amanda ein deutsches Pärchen. Mehr Wanne-Eickel oder Gelsenkirchen-Buer. Sie verdrehen sich die Köpfe nach Amanda. Ein italienischer Gigolo sitzt auf einem Korbstuhl des Piazza-Restaurants, raucht Zigarre, trinkt seinen Cappuccino, sieht belustigt Amanda nach – und den Deutschen aus Wanne-Eickel oder Gelsenkirchen-Buer mit den großgeblühten Bermudas, die in den Siebzigern Mode waren. Auf der steinernen Treppe zur Kirche sitzt eine alte Dame. Eine feine Dame. Natürlich sitzt sie nicht ganz auf Stein. Ein kleines Kissen hat sie als Unterlage. Brokatspitze. Von ihrer Empore auf der Treppe überblickt sie die gesamte Piazza. Leise surrt ein rollender Koffer-Kuli vorbei. Kleines Gefährt mit Elektromotor. Der dicke italienische Fahrer singt laut auf Deutsch etwas über die untergehende Sonne auf Capri, will mit seinen Deutsch-Kenntnissen deutschen Touristen imponieren. Trinkgeld erhoffend. Mir gefällt's.

In einer knappen halben Stunde ist die ganze Palette des menschlichen Lebens auf der Piazza von Capri an mir

vorbeigezogen und ich genieße. Meinen dritten Capuccino, die bunte Menschen-Mischung, die Sonne. Capri schmeichelt der Seele. Capri ist ein Traum. Aber ich bin fast 60, keine 27 mehr. Und ich bin nicht in Capri. Ich bin im regengrauen Hamburg. Nach München muß ich fahren. Rund 7 Stunden im Zug. Keine Lust. Aber ich habe eine große Trick-Kiste – und seit einigen Jahren greife ich hin und wieder in sie rein. Auf dem mit phantastischen Sonnenfarben bemalten Deckel aus Plüsch steht die Inschrift „Ich tu so als ob“. Diese Kiste gibt es nur in meinem Kopf. Und dann sage ich ganz einfach: „Ich muß ja nicht nur 7 Stunden im Zug nach München sitzen. Ich tu so als ob ich wieder nach Capri fahre. Wie damals mit 27. Anfang der Siebziger.“

Und zu meinem Kopfkissen lege ich auch noch die längst unmodisch gewordene Capri-Badehose von damals, die ich nie wieder angezogen habe auch nicht mehr könnte, weil sie nicht mehr paßt. Dann sprüh ich mir ein wenig „Fahrenheit“ von Christian Dior aufs Hemd. Ersatz für Capri-Sonne und die Düfte des italienischen Südens. Schon ist die Taxi-Fahrt zum Hamburger Hauptbahnhof nicht mehr so trist. Ich tu ja so „als ob“. Als ob ich jetzt bis nach Capri fahre. Genau wie damals.

Und habe ich einen Termin mit der „alles-besser-wissenden Nervensäge“ dann tu ich wieder einfach „so als ob“. So als ob ich in Potenza meinen Jugendfreund Antonio Triani besuchen würde, früher ein lustiger und zu allen Schandtaten aufgelegter Hallodri, heute angesehener und bürgerlicher Arzt und Familienvater in Bozen. Er sagt „Bozen in Nord-Italien“. Ich sage „Bozen in Süd-Deutschland“. Wir tippen uns an unsere inzwischen grau gewordenen Köpfe und lachen beide: „Wir tun ja nur so als ob.“

Sie sollten es versuchen. Putzen Sie die Fenster, und dann „tun Sie so als ob“ dann die Fischerboote im Golf von Neapel besser zu sehen wären auch wenn Sie nur auf eine Häuserfront gegenüber glotzen. Egal „ob-immer-nur-Restaurant-Essen“ oder „ob-immer-nur-zuhause-Essen“ tun Sie einfach so „als ob“ Sie zu Besuch

auf Capri oder in irgendeinem Ort Ihrer Träume auf dem schönsten Fleck der Welt sitzen. Es wird gut schmecken. Wir sollten alle eine kleine, bunte Trickkiste in unserem Kopf behalten. Mit Plüschdeckel und der schön gemalten Sonnenfarben-Inschrift „Ich tu so als ob“. Es macht graues Leben ein ganz klein wenig bunter. Nur ein ganz klein wenig Phantasie

Was ich von einem Freund erwarte

Von einem Freund erwarte ich, daß er mir zuhört. Von einem Freund erwarte ich, daß er mich immer verteidigt – auch wenn ich ganz klar „Mist gebaut“ habe. Von einem Freund erwarte ich, daß er Zeit für mich hat, meine Sorgen und Freuden mit mir teilt. Sonst ist ein Freund für mich kein Freund. Denke ich an Freunde, fällt mir das ein: Als junger Mann half ich einem jungen Türken – vor allem beruflich. Idris. Ein guter Junge. Noch heute einer meiner besten Freunde, inzwischen erfolgreicher Geschäftsmann. Damals war er noch Kfz-Mechaniker, arbeitete in der Autowerkstatt des linken NORDDEUTSCHEN RUND-FUNK (NDR). Fast 20 Jahre Altersunterschied zwischen uns. Ganz anderer Kulturkreis. Ganz andere Jugend und Herkunft. Aber wir verstanden uns vom ersten Moment an prächtig. Klein, bienenfleißig, lustig, gutmütig, bester Charakter. „Biene Maja“ sag’ ich zu ihm. Beim NDR war er zu einer Betriebs-Party eingeladen. Ein linker Journalist fragte ihn: „Stimmt es, daß Du mit dem Nazi Siegerist gut befreundet bist?“ Die Antwort von Idris – kaum 17 – war klar und kam in türkisch-deutsch sehr deutlich so raus: „Ja – Du alter Arschloch und Kommunist. Hau ab. Ich will Dich nicht sehen. Der taugt mehr als Du.“

Freundschaft – wie ich sie verstehe.

Und da ist Martin. Genau wie ich: Journalist. Arbeitet bei einer großen Zeitung in Bayern. Als wir uns kennenlernten, war Martin grad 20. Pfarrerssohn aus dem rumäni-

schen Siebenbürgen. Theologie-Student. Martin träumte nur einen Traum: Gemeinsam mit seiner Verlobten Ulli Rumänien verlassen. Deutschland. Ich konnte ihm seinen Traum erfüllen. Auch seiner Ulli, mit der er inzwischen zwei niedliche Kinder hat. Einmal ließ er aus Versehen einen Brief an seinen Vater offen auf dem Tisch eines Hotelzimmers in Kiel liegen, wo wir gemeinsam an meinem Buch arbeiteten – „Ceaurescu – der rote Vampir“. Ich gestehe, daß ich neugierig war. Was denkt ein im kommunistischen Rumänien der schlimmen Ceaurescu-Zeit geborener Deutscher über den Deutschen in Deutschland – über mich? Die Zeilen an den Vater waren deutlich: „Ich glaube der ist verrückt. Aber auch Verrückte können Werkzeug Gottes sein.“ Ich half Martin und seiner Ulli viel. Wohnung, Job, Geld, Aufenthalt. Wenn ich helfe, dann helfe ich richtig und zu 100 Prozent. Freundschaft darf keine Einbahnstraße sein.

Dann kam eine schwere Zeit für mich. Ich stand vor Gericht. Hatte Zigeunerfrauen „beleidigt“, die ihre Kinder verkrüppelt und narkotisiert hatten, um damit auf deutschen Straßen besser betteln zu können. Zu kraß von mir die Angriffe formuliert. „Volksverhetzung“ meinte die Justiz, die Strafe war deftig. Martin mußte für mich als Zeuge vor Gericht aussagen. Inzwischen angesehener Redakteur bei einer großen Zeitung. Es war klar: Sein Name könnte in den Zeitungsberichten genannt werden. Nicht unbedingt zum Vorteil für ihn. Auch in München gibt es linke Kollegen. Aber „Martinus“ stand als Zeuge wie ein Fels in der Brandung auf meiner Seite, wies empört den Vorwurf der „Volksverhetzung“ zurück und berichtete, wie ich in Rumänien verkrüppelten Zigeunerkindern Operationen in Deutschland vermittelt und Hilfsgüter per Lkw in rumänische Waisenhäuser mit Zigeunerkindern gekarrt hatte. Tonnenweise. Martin war es „schnuppe“, ob er sich durch seine Aussage für den „Nazi“ Siegerist Nachteile einhandelte.

Das Café de Paris und meine weiße Hose

So richtig schick gemacht hatte ich mich an diesem Tag. Siebziger Jahre. Jung, schlank – dunkle, volle Haare. Was paßte besser dazu als ein hellblaues Seidenhemd und eine enge Hose aus weißem Leinen? Teneriffa, Puerto de la Cruz, das Hotel BOTANICO ich keine 25 Jahre alt. Eine spanische Flamenco-Tänzerin hatte es mir angetan. Flamenco-Tänzerin in der Nacht – am Tage Kellnerin auf der Hauptstraße im Café de Paris. Weißes Schürzchen. Spitzenhäubchen. Ihr schwarzes Kleid mit Rüschen und eine rote Rose zwischen den weiß-blitzenden Zähnen hatten mich verrückt gemacht. Rassiges Weib, vernarrt in sie. „Ungehörig“ zu der damaligen Franco-Zeit, sie im Flamenco-Club einfach anzusprechen. In Spanien herrschte noch „eiserne“ Moral. Strenge Sitten. Eine stolze spanische Tänzerin. Ansprechen in der Nacht? In einem Flamenco-Club? Nein – das gehörte sich einfach nicht. Erlaubt nur Klatschen und beim Flamenco zusehen. Mehr? Nein, nein.

Das Café de Paris und dann am Tage das schien mir besser geeignet zu sein. Deswegen hatte ich mich so fein rausgeputzt. Als ich sie sah, die kleine Kellnerin, lächelte sie mir zu. Nur ein wenig. Ich strahlte. Bestellte „Earl Grey Tea und Käsekuchen“, setzte mich in einen bequemen groß-geblühten Polstersessel mit viel Plüsch. Die Welt hätte nicht schöner sein können für mich. Hätte aber da war plötzlich so ein warmes, feuchtes Gefühl am Hosenboden. Es kroch aus dem bequemen Polster des Sessels langsam an mir hoch. Feucht, warm und: Entschuldigung für dieses Wort – aber es stank nach Pisse. Ich mit meiner weißen Hose mittendrin! Warum soll ich es nicht sagen – das Leben ist manchmal so: Ein Kind oder vielleicht eine alte Dame. Egal. Wer auch immer. Einer vor mir auf dem Sessel hatte nicht dichtgehalten oder war nicht rechtzeitig hochgekommen,



um zur Toilette zu laufen. Ich saß mit meiner schönen weißen Hose aus Leinen wie auf einem warmen, nassen Schwamm und der stank – wie mir mehr und mehr dämmerte – erbärmlich nach Toilette.

Meine tolle, weiße Hose. Sie klebte an mir – ich am Sessel. Vergangen die Liebesgedanken an die kellnernde, immer noch mir zulächelnde Flamenco-Tänzerin – nur noch die eine Idee im Kopf: „Wie komme ich unbemerkt wieder raus?“ und die warme Feuchtigkeit zog sich hoch bis zum hellblauen Seidenhemd. Das Zahlen war einfach hoffte ich. Aber das Aufstehen danach und das Rausgehen aus dem Café de Paris. Dann rund 3 Kilometer bis zum Hotel BOTANICO. Oh, oh. Welche Gedanken schwirren einem in solchen Momenten durch den Schädel „Hoffentlich hat sie keine gute Nase, die Flamenco-Kellnerin“ wünschte ich beim Zahlen. Rettung erhoffte ich mir vom hoffentlich-alles-übertönen-den, ein wenig zu stark aufgetragenen TABAC-Parfüm, was in den Siebzigern „der Renner“ war und ich mir natürlich überreichlich aufgetragen hatte. Nein – ich glaube, gerochen hat sie nichts. Sie lächelte ja immer noch. Welche Flamenco-Tänzerin würde lächeln, wenn der sie Anhimmelnde nach Lokus stinkt?

Wie immer: Das Café de Paris war voll mit deutschen Gästen. Perfekter deutscher Käsekuchen und das in Spanien. Kein Deutscher konnte da am Café de Paris vorbeigehen. Ich verfluchte sie allesamt diese „Käsekuchen-fressenden Touris“ aus Deutschland, weil ich glaubte: Die glotzen alle nur auf deine gelblich-naßgefärbte Hose, wenn du den Laden verläßt. Schließlich verließ ich ihn. Aber wie Gar nicht so einfach, einige Schritte im vollen Café rückwärts zu gehen, wenn alle vorwärts drängeln, um einen Sitzplatz zu ergattern.

Als die Flamenco-Kellnerin augenzwinkernd auf Deutsch „Bis bald“ sagte, wurde ich nur rot, weil ich glaubte: Jetzt hat sie es gesehen. Das Malheur mit der weißen Hose – und ich war sicher: Sie wird denken na, Sie wissen schon. Wahrscheinlich beachtete keiner mein

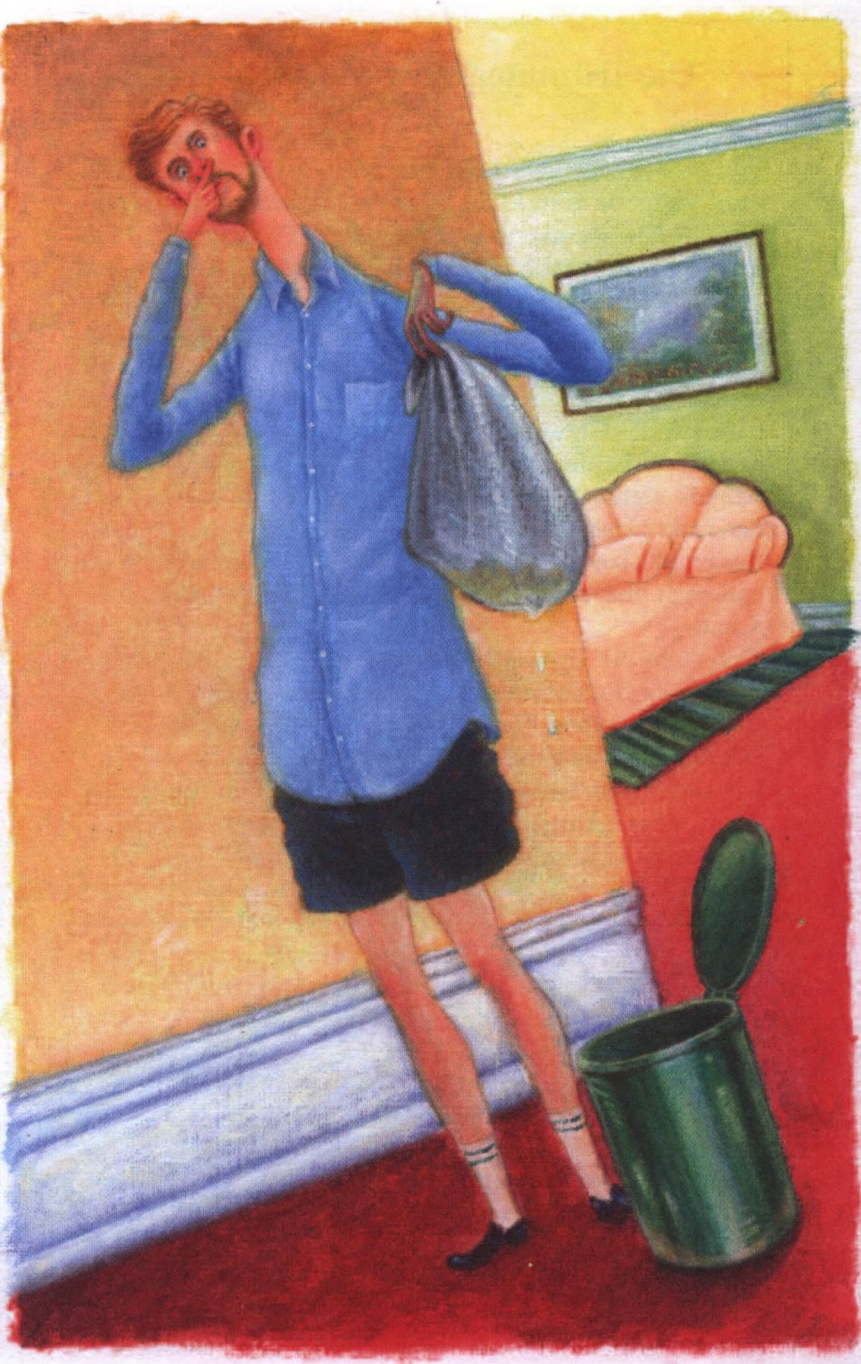


krebsartig-gehendes Verlassen des Cafés. Einen Schritt nach vorn, zwei zurück. Dann das Unglück: Die Flamenco-Kellnerin wollte besonders lieb zu mir sein, kam hinterher, öffnete die Tür sah auf meine Hose, bekam große Augen, wurde rot wie ich.

Drei Kilometer bin ich nur seitwärts gegangen. Den Hintern immer zur Häuserwand und die Hose klebte an mir wie eine zweite Haut, die ich mit spitzen Fingern hin und wieder abzuziehen versuchte. Immer an der Wand lang. Immer nur seitwärts. Drei lange, unendliche Kilometer. Und keine Chance mehr bei der hübschen Flamenco-Maus.

Nach einer Ewigkeit endlich im BOTANICO. Die weiße Hose war inzwischen an mir fast getrocknet, nicht mehr naß, nur gelb verfärbt und nicht sehr wohlriechend. An der Rezeption in der Halle flott vorbeigedrückt. Aufatmen im Zimmer. In die Wäscherei hab ich sie nicht gebracht – die Hose. Sie kam in einen Plastikbeutel – den beförderte ich selber in die großen Mülltonnen des Hotels.

In den Flamenco-Club bin ich nie wieder gegangen



Die Trümmerkatze Meyerdiercks

Keiner weiß, woher sie kommt. Sie ist plötzlich da: Die grau getigerte Katze eine „Trümmerkatze“, wie wir sie damals nannten in den „Fünfigern“. Eine ganz normale, graue Trümmerkatze. Da steht sie plötzlich auf dem Balkon zum Garten unseres Hamburger Büros. „Ganz normal“ nein, vielleicht doch nicht. Denn die Trümmerkatze schielt auf beiden Augen – und es ist nicht einfach für mich, sie anzusehen. Versuche ich es, habe ich das Gefühl, daß sich meine eigenen Augen auch drehen und anfangen zu schielen. Aus ihren schielenden Augen signalisiert Trümmerkatze Buchhalterin Rosa Lendner: „Hab’ Hunger. Will fressen.“ Rosa und Katzen. Rosa ist Katzen-Fanatikerin, hat 9 zu Hause. Zwei davon habe ich ihr angeschleppt – aus Mitleid. Ausgesetzte Katzen.

Nun steht die Trümmerkatze auf unserem Balkon. Scheu – aber klar die Botschaft aus schielenden Augen: Hunger. „Bei ALDI gibt’s Katzenstangen“, ... weiß Rosa „Darauf sind sie ganz verrückt.“ Katzenstangen, Kittekat, wer weiß was. Unsere Trümmerkatze frißt in den ersten Tagen alles. Ausgehungert. Nach 10 Tagen sind keine Rippen mehr zu sehen. Dicke Trümmerkatze.

Schnell hat sich Trümmerkatze daran gewöhnt: Dreimal am Tag wird gegessen. Rosa ist Frühaufsteherin, kommt schon um 5 Uhr ins Büro. Trümmerkatze wartet auf sie. Frühstück um 5. Pünktlich. Mittags um 12. Trümmerkatze gewöhnt sich schnell ans geregelte Essen. Um 17 Uhr Abendessen. Dann steht sie auf den drei zum Garten führenden Stufen, schielt und miaut – was heißt: „Hunger. Abendessen.“ Am Wochenende wird „Notdienst“ für Trümmerkatze eingerichtet. Abwechselnd ist jeder für Trümmerkatzes Wohlbefinden verantwortlich

Irgendwann dämmerte es auch mir: Trümmerkatze kann nicht immer Trümmerkatze heißen. Trümmerkatzen waren Trümmerkatzen in den „Fünfigern“. Trümmer-



katzen 2006 nein, das geht nicht. Trümmerkatze heißt nun Meyerdiercks. Eigentlich auch kein richtiger Name für Katzen. Aber Meyerdiercks – das ist logischer als Trümmerkatze. Meyerdiercks ist eine freundliche alte Dame, die mehr ißt, als es die Figur erlaubt und trägt bunte, eng ansitzende „Leggins“ mit GOLDZACK-Gummi im Hosenbund. Die richtige Meyerdiercks wohnt in Schleswig-Holstein. In Husum. Und Husum so heißt es sei so grau wie unsere Trümmerkatze. Und vor allem: Die Meyerdiercks aus Husum schielt. Auf beiden Augen. So wie Trümmerkatze. In die Augen sehen kann ich weder der Trümmerkatze Meyerdiercks noch der richtigen Meyerdiercks der aus Husum. Ich hab es ja schon gesagt – dann drehen sich meine eigenen Augen und fangen an zu schielen.

Das paßt doch alles. Die richtige Meyerdiercks schielt. Trümmerkatze Meyerdiercks schielt auch. Die richtige Meyerdiercks ist zu fett. Trümmerkatze Meyerdiercks auch. Husum ist grau. Trümmerkatze Meyerdiercks auch. Mir soll keiner mehr kommen und sagen: Meyerdiercks ist kein Name für Katzen.

Und was wird aus dem Kreuz?

Es ist nur ein bescheidenes, kleines Kreuz. Ein Hauch von Gold. „850“ steht eingeprägt auf dem kaum zu entziffernden Goldstempel am Anhänger des Kreuzleins. Der Goldschmied hat den Christus am Kreuz nicht besonders fein ausgearbeitet den nach unten hängenden Kopf nur stilisiert. Trotzdem – es ist ein schönes Kreuz. Es bedeutet mir viel – und ich trage es immer. Nur in der Nacht lege ich es ab. Auf das Nachttisch-Schränkchen neben meinem Bett im Schlafzimmer. Ein Kreuz paßt nicht in die Badewanne. Da nehm ich es natürlich auch ab. Beim Duschen oder Haarewaschen könnte die Kette reißen.....denke ich. Dann ist es weg. Durch den Ablauf.

Schlimm wäre das für mich. Denn ich liebe dieses Kreuz sehr.

Warum – das erfahren Sie am Ende des Berichts.

Es gefällt mir nicht, daß orthodoxe Christen in Griechenland, Rußland oder anderswo Ikonen küssen. Ich bin evangelisch-lutherisch getauft. Lutheraner knutschen keine Ikonen. Ich möchte keinen in seinen Gefühlen verletzen – aber ich finde es unappetitlich, wenn Tausende von Menschen eine Ikone küssen und im allertiefsten Kämmerlein meiner Seele denke ich dann: „Hoffentlich hat die arme Mutter Gottes auf der Ikone keine allzu empfindliche Nase.“ Griechen essen Knoblauch. Russen auch. Viel Knoblauch. Ich auch. Aber wer läßt sich gern von einem Knoblauchmund küssen? Und dann noch die Gottesmutter. Ich will das nicht weiter ausmalen. Ich küsse keine Ikonen. Aber ich küsse mein kleines Kreuz. Wenn ich es abnehme und auf den Nachttisch lege und wenn ich es am Morgen nach dem Duschen oder Baden wieder um den Hals lege. Nein – richtig küssen natürlich nicht. Ich deute nur einen Kuß an will damit sagen: „Du bedeutest mir viel in meinem Leben. Was wäre ich ohne dich?“

Mein Kreuzlein hat eine besondere Geschichte, und es ist ein besonderes Kreuzlein. Leviana hat es mir geschenkt. Leviana, eine alte Franziskaner-Ordensfrau aus dem katholischen St.-Joseph-Stift in Bremen. Krankenhaus. Da lag ich 1975 „platt“. 6 Wochen Isolierstation. Hepatitis. Eingeschleppt aus Spanien. Kanareninsel Lanzarote. Katzen gefüttert. Teller nicht richtig abgewaschen. Streunende Katzen jagen Ratten, sind nicht besonders sauber. Wahrscheinlich hab ich sie mir da eingefangen die Hepatitis. Wahrscheinlich. Junge Menschen sind in Sachen Liebe weniger vorsichtig als ältere. Schieben wir also besser die Schuld auf die Katzen und den nicht desinfizierten Teller mit dem Katzenfutter.

Leviana hat mich gesund gepflegt. Andere Patienten sagten: „Die ist ein Drachen.“ Aber das stimmte nicht. Levi-

ana war als junge Bauerntochter in den Franziskaner-Orden eingetreten. Mehr als nur „weltfremdes, frommes Klosterfräulein hinter dicken Mauern“. Leviana wurde bei den Franziskanerinnen als Krankenschwester ausgebildet. Katholische Kranken- und Ordensschwestern hatten es schwer. Vor allem bei den Nazis. Oft lebten sie in der Hölle. In der Bombenhölle. Wenn „weltliche“ Schwestern im Elend des Krieges vor Schmerzen brüllende Menschen nicht mehr aus den Trümmern ziehen konnten dann kamen die katholischen Schwestern in ihren wallenden Gewändern und halfen. Mit Schmerzmitteln. Mit Binden – auch mit Gebeten. Leviana erzählte mir von einem jungen deutschen Soldaten, der bei ihr auf der Station lag. Beide Arme ab und dazu ein Bein. In der Heimat wartete ein junges Mädchen. Eine, der er die Heirat versprochen hatte. Wie liebt ein junger Mann als Invalide sein Mädchen? Ohne Arme und nur ein Bein? Leviana hörte zu, gab Rat so gut sie konnte. Von wegen „weltfremdes Klosterfräulein“.

Die Zeit wurde mir lang in dem kleinen Einzel-Isolier-Krankenzimmerchen – Leviana merkte, daß ich oft aufstand und vom Fenster aus auf die Straße sah. Keine besondere Straße. Fast ohne Geschäfte, wenig Betrieb, hin und wieder Menschen, ein Hund – eine ganz normale, einfache und etwas langweilige Straße mit „gut-bürgerlichen-Bremer-Häusern“. Trotzdem: Ich fand die Straße wunderbar. Wie gern nur e i n m a l raus aus dem Krankenzimmer – die Straße rauf und runter. Auf der Isolierstation ist selbst die langweiligste Straße im feinen Bremer Stadtteil Schwachhausen so interessant wie der Broadway in New York oder „mein“ Jungfernstieg in Hamburg.

Leviana sah meine Blicke auf die Straße – gab mir den Tip: „Von 21 Uhr bis 21.30 Uhr ist die Nachtschwester nicht da. Kurze Pause. In d e r Zeit kannst Du abhauen, einmal die Straße rauf und runter. Geh durch den Hintereingang. Der Schlüssel liegt unter der Fußmatte. Aber verrät mich nicht, wenn sie dich erwischt. Sonst bekomme ich großen



Ärger.“ Ich wurde nicht erwischt – und selbst wenn wie hätte ich Leviana verraten können? Jedenfalls es war der schönste Spaziergang meines Lebens. Vielleicht 500 Meter. Vom Hintereingang des Krankenhauses bis zur Kapelle an der Schwachhauser Heerstraße mit der klingelnden Straßenbahn und wieder zurück. Mindestens 20 Minuten wollte ich voll auskosten und ging deswegen hin und her – auf die andere Straßenseite und wieder zurück. Und noch einmal von vorn. Gegen 23 Uhr sah die Nachtschwester in mein Isolier-Zimmer, fragte freundlich: „Alles o.k.? Ich wünsche eine gute Nacht.“ Die Welt war wieder o.k. für mich und die Nacht auch. Leviana fragte mich nicht am nächsten Morgen, blinzelte mir aber schelmisch zu und drohte andeutungsweise mit dem Zeigefinger. Ich schmunzelte zufrieden.

Der verrückte junge Reporter aus Bremen und die alte Ordensschwester aus dem St.-Joseph-Stift wir wurden gute Freunde. Eines Tages rief Leviana mich an: „Wenn Du Zeit hast. Komm heute nach Feierabend vorbei. Ich hab´ was.“ Dann schenkte sie mir im Schwesternzimmer der Isolierstation das kleine Kreuzlein aus Gold. Grünes Kästchen mit rosa Watte und Leviana meinte bedauernd: „Nur das Kreuz kann ich dir schenken. Geld für eine Kette hab ich nicht mehr gehabt.“ Woher sie als Ordensschwester mit Armuts-Gelübde das Geld für das Kreuzlein hatte sie verriet es nicht. Ich denke, sie hat es sich von ihrer großen Familie aus dem katholischen Emsland ja, wie soll ich sagen: Mark für Mark zusammengetragen, zusammengespart. Natürlich kaufte ich mir eine kleine, goldene Kette. Und seitdem öffne ich sie nur vor dem Schlafengehen oder im Bad das sagte ich ja schon.

Irgendwann meine erste Reise nach Israel. Mein Kreuzlein begleitete mich. Nur für einen kleinen Moment tauchte ich es in das Wasser des Jordan. Ich legte mein Kreuzlein in Jerusalem auf den nach Rosenwasser riechenden Stein in der Grabkapelle, die ich aber für mich allein nur „Auferstehungs-Kapelle“ nenne. Auf diesem Stein soll der vom

Kreuz abgenommene Heiland vor seiner Grablegung gesalbt worden sein.

Mein Kreuzlein berührte die Erde des Ölbergs und den Platz, an dem Christus seinen Zuhörern das „Vater-unser“ beibrachte. Mein Kreuzlein lag auf dem kleinen, abgedunkelten Stein im Innern der Auferstehungs-Kapelle, und es lag für einen Moment auch in der Kirche von Bethlehem – dort, wo die Krippe mit dem neugeborenen Heiland gestanden haben soll. Es wäre mir auch gleich, wenn kritische Wissenschaftler sagen würden: „Da genau kann die Krippe aber nicht gestanden haben.“ Allein durch die Gebete von Millionen ist dieser Platz millionenfach geheiligt – was spielt es da für eine Rolle, ob die Krippe 100 Meter mehr links oder 100 Meter mehr rechts gestanden hat?

Leviana lebt schon lange nicht mehr. Aber ich durfte sie bis zum Tod als Freund und häufiger Besucher begleiten immer wieder gab sie mir Ratschläge für's Leben und dieses kleine Kreuzlein. Jetzt wissen Sie, warum ich als Gegner von Ikonen-Küsserei mein eigenes Kreuzlein küsse. Nur eines – das weiß ich bis heute nicht: Wie soll ich es machen, wenn ich eines Tages abtrete von dieser Welt? Soll ich darum bitten, daß mein Kreuzlein auch im Grab bei mir bleibt – oder soll ich es noch vorher dem Menschen umhängen, der mir am liebsten ist in dieser Welt? Ich muß noch nachdenken darüber.

Warum tanzt Murat aus der Reihe?

Sollte sie stimmen diese Geschichte mit dem polnischen Papst dann muß er wirklich ein großartiger Mensch gewesen sein. Fast schon ein Heiliger. Die Geschichte mit dem polnischen Priester Karol Wojtyla und dem jüdischen Kind: Ein von der SS gejagter polnischer Jude hatte dem späteren Papst seinen kleinen Sohn anvertraut. „Wenn sie mich umbringen, beschützen Sie das Kind, und lassen Sie ihm den Glauben meiner Väter.“

Er soll Jude bleiben.“ In Büchern über Karol Woytila hab’ ich es nachgelesen. Es soll stimmen. Der katholische Woytila und der kleine Juden-Junge, der Juden-Junge bleiben konnte. Juden-Junge in der Obhut eines katholischen Priesters. Ich hab’ nicht die notwendigen menschlichen Anlagen zum Priester – aber eines weiß ich gewiß: Ich glaube kaum, daß ich als Priester den Wunsch des Vaters erfüllt hätte – wahrscheinlich auf die „sanfte Weise“ alles versucht, daß sich das Kind irgendwann doch zum Christentum bekehrt. Eine innere Ausrede würde ich mir zurechtgezimmert haben – ungefähr so: „Ich hätte ja gern. Aber der Junge wollte selber“

Ich habe viele Freunde in der Welt. In etlichen Ländern. In buddhistischen, bei den Muslimen vereinzelt auch bei Hindus. Immer wenn ich mit einem von ihnen zusammen bin, dann denke ich im stillen Kämmerlein: „So ein feiner Mensch. Schade die Sache mit der Religion. Es wäre doch noch schöner wenn Und ganz, ganz vorsichtig versuche ich es eigentlich immer – das mit dem ‚Umbiegen‘.“

Nein – ein Karol Woytila das könnte ich nicht sein.

Dann hatte ich Geburtstag. Geburtstag im Büro. Bei Geburtstagen sammeln die anderen Geld und kaufen ein gemeinsames Geschenk. So halten wir es seit Jahren. Auch Murat. Murat ist Türke – und Muslim. Murat ist 33. Ich kenne ihn schon, seit er 14 ist. Zeitungsjunge war er. Hamburger Abendblatt trug er aus – immer freundlich, immer lächelndes Gesicht. Nicht nur wegen der 5 Mark, die ich ihm hin und wieder zusteckte. Er ist von Natur aus freundlich. Damals war er noch ein Junge – irgendwann half er in unserem Büro. Heute ist der „kleine Junge“ Papa eines eigenen Sohnes, der aussieht wie er – und Murat ist Büroleiter. Auf ihn kann ich mich zu 100 Prozent verlassen. Ich mag ihn – Murat auch mich. Das weiß ich.

Mein Geburtstag. 59 wurde ich. Murat machte nicht mit beim Geldsammeln für mein Geburtstagsgeschenk. „Nein, ich mach nicht mit“, ... sagte er ganz einfach

..... und die anderen waren böse auf ihn, weil er aus der Reihe tanzte. Das ist doch nicht üblich. Einfach so aus der Reihe tanzen.

Der 29. Januar. Mein Geburtstag. Wunderbare Blumen auf meinem Schreibtisch, toll dekoriert. Dazu ein Geschenk in buntem Papier mit großer, blauer Schleife. „Fahrenheit“. Fahrenheit-Parfüm von Christian Dior. Ich nehme kein anderes. Seit Jahrzehnten. Wer mir Fahrenheit schenkt der macht nichts falsch. Ich freu' mich immer darüber. Ich lieb' nun einmal Knoblauch im Essen. Und Knoblauch läßt sich gut übertünchen mit Fahrenheit. Außerdem riecht Fahrenheit für mich ganz einfach „klassisch“ nicht so süßlich-weichlich. Fahrenheit ist „mein“ Parfüm. Und Murat, der „dicke Murat“ wie ich immer zu ihm sage, der tanzt einfach so aus der Reihe. Kein Fahrenheit. „Der spinnt“ denken die anderen.

Dann gibt Murat mir eine kleine Schachtel – so ähnlich wie die Schachtel von Leviana, aus der Geschichte, die vor dieser Geschichte im Buch steht. Seite 44 bis 49. Als ich die Schachtel öffne, bin ich für einen Moment stumm fassungslos. Der dicke Murat, der Muslim Murat, er hat mir ein kleines, goldenes Kreuz geschenkt. Mit Kette. Auch aus Gold. Ein schönes Kreuz und er sagt: „Ich weiß nicht, ob Du schon eins hast. Wenn nicht, dann binde es doch um“, und setzt lachend nach: „Hoffentlich komm ich als Moslem nicht in die Hölle, weil ich ein Kreuz für Dich gekauft habe. Aber ich habe es Dir ganz bewußt gekauft. Als Dank für vieles.“

Ich kann das kleine, goldene Kreuz von Murat nicht tragen. Ich hab ja eines. Von Leviana. Und zwei Kreuze am Hals das ist zuviel. Außerdem: Ich will das Kreuz von Leviana „einmalig“ sein lassen. Ich möchte es nicht auf eine Stufe mit anderen Kreuzen stellen. Vielleicht nicht richtig von mir. Aber so fühle ich – so denke ich. Einen Ehrenplatz hat das Kreuz von Murat bei mir trotzdem gefunden. In meinem Schlafzimmer – da hängt ein mir vererbter Christuskopf aus Elfenbein. Ein junger Hindu hat ihn geschnitzt. Als Abschiedsgeschenk für

Ingeborg Wundling aus Nürnberg – eine liebe, liebe Frau – die vor Jahren verstarb und mir vor ihrem Tod den Christus-Kopf aus Elfenbein gab. 5 Jahre hatte sie mit ihrem Mann, einem MAN-Ingenieur, in Indien gelebt war gut zu den Menschen. Egal, welcher Religion sie waren. Den elfenbeinernen Christuskopf auf einem Kreuz aus Rosenholz habe ich auf einen vergoldeten Rahmen setzen lassen damit er optisch noch besser hervorgehoben wird. Der Christuskopf ist eine unglaublich schöne Arbeit. Von einem Hindu. Geschenk an eine Christin.

An den goldenen Rahmen des Elfenbein-Kopfes habe ich das Kreuz mit Kette von Murat gehängt. Es sieht da sogar gut aus. Paßt.

Es hat nur selten in meinem Leben ein Geschenk gegeben, über das ich mich mehr gefreut habe – als über das von Murat. Aber trotzdem denke ich im geheimen ganz, ganz leise: Wie schade, daß er kein Christ ist. Der dicke Murat.

Nein – von einem Karol Woytila hab ich nichts an mir. So gar nichts.

Die „Dame“ ohne Vergangenheit vom Mövenpick in Hamburg

Emelie hat ein Problem. Ein großes Problem für Emelie. Sie ist nicht mehr jung. Jedenfalls nicht mehr so jung.....wie sie sein möchte. Emelie ist 40, vielleicht auch 50. Schwer zu sagen. Emelie trägt dick auf. Puder und Schminke. Verdeckt die Fältchen. Emelie trägt zu dick auf – vor allem: Zu bunt. Aber Emelie findet sich schön so. Emelie ist Kellnerin. Kellnerin im Mövenpick. Da unten – im Kellergeschoß vom Hansaviertel in Hamburg, direkt neben dem RAMADA-Hotel. Große Bleichen, Hohe Bleichen? Ich verwechsle die beiden Straßen immer wieder. Emelie kommt aus Manila. Ihre dunkle Hautfarbe



macht die Schminke noch kräftiger, krasser. Aber Emelie strahlt. Noch mehr, wenn ältere Herren kommen so ab 55, 60..... Alter nach oben unbegrenzt. Emelie sucht einen Mann. Schon lange. Einer hatte sie aus den Slums von Manila mit nach Deutschland genommen. Da glaubte Emelie noch an die große Liebe. Emelie ging auf den Strich in Manila. Aber hoffte auf die große Liebe. Emelie war schön – und keine 20. Es gibt Menschen in tiefster Armut – die haben nichts anderes als ihre Schönheit. Die verkaufen sie. Oft für die eigene Familie. Ich hab viel Elend in der Welt gesehen, halte mich zurück mit vorschnellen Urteilen. Mit vollem Bauch läßt sich Moral gut predigen.

Irgendwann hat der deutsche Mann Emelie sitzenlassen. Er ist beruflich ganz nach oben gekommen. Und eine feine Dame für die Gesellschaft? Nein – dazu war Emelie nicht geschaffen. Irgendwann flog Emelie raus aus der gemeinsamen Wohnung. „Schlampe“, sagte der Mann nun abwertend, nicht mehr „Darling“. Emelie fand einen „Job“. Kellnerin im Mövenpick.

Im Mövenpick ist sie auf Ausschau nach „alten Knaben“. Ganz am Anfang – da hatte Emelie es auf mich abgesehen. 56 war ich. Bei Emelie spielt es sich immer so ab: Strahlend, langsam, kräftig mit dem Hinterteil wackelnd, steuert sie ihr Opfer an zwitschert wie eine Schwalbe im Frühling „Schönen guten Tag, der Herr. Was wünschen Sie?“ Grünen Tee wünschte ich. „Das Frühstück hole ich mir selbst vom Büfett.“ „Ich hätte Sie so gern bedient“, flötet Schwalbe Emelie bedauernd. Ihre deutschen Kolleginnen werfen ihr mißbilligende Blicke zu. „Schöner Tag heute“, ... säuselt Emelie, „Schönes Hemd haben Sie an. Sieht gut aus. Sie auch.“ Emelie ist sehr direkt. Dann empfiehlt sie mir Honig zum grünen Tee, legt mir die orangefarbene Serviette auf den Schoß ein wenig zu langsam will damit „Signale“ geben. Und schließlich kommt sie raus – mit der Frage aller Fragen die einzige Frage, die Emelie umtreibt: „Sie sehen so nett aus und haben bestimmt Geld. Sind Sie

verheiratet?“ und ich lüge sie an: „Ja – das bin ich. Schon seit 30 Jahren, hab´ acht Kinder.“

Emelie ist nicht mehr an mir interessiert. Irgendwann hab´ ich ihr gesagt: „Emelie – du bist doch schon einmal reingefallen. Ist Liebe nicht wichtiger als Geld?“ Eine unpassende Frage für Emelie. Ich hätte es wissen müssen. Jahrzehnte war Emelie auf Suche nach der großen Liebe. Auch auf dem Strich von Manila hatte sie darauf gehofft. Dann kam der deutsche Mann, der sie mit nach Hamburg nahm – und feuerte. Emelie tippt sich nur an den Kopf, sagt mir diesen Satz: „Ach weißt du. Liebe kommt, Liebe geht. Geld bleibt.“

Nach 3 Jahren Kellnerin im Mövenpick hatte Emelie den Passenden gefunden. Um die 80 – aber Geld. Vor einigen Tagen sah ich Emelie mit ihm durchs Hansaviertel spazieren. Bunt wie immer. Einen Nerz trug sie – trotz Sommer. Viel Schmuck und feine Schuhe. Sie stützte den alten Herrn. Ich grüßte Emelie freundlich. Emelie sah an mir vorbei. Emelie eine feine Dame. Ohne Vergangenheit. Emelie aus Manila.

Darf ein Kind so heißen? Und ein Pirat mit 2 Holzbeinen

Das geht nun aber wirklich zu weit. Wie kann man einen kleinen Jungen „Blubber-Backe“ nennen oder „Königin Hummel“? Das eine ist doch so verrückt wie das andere. Aber bei mir heißt er so – der kleine, sieben Jahre alte Iraker, der mich täglich in meinem Büro besucht. Früher – immer wenn er aus dem Kindergarten kam. Heute – immer wenn er aus der Schule kommt. Blubber-Backe ist klein. Aber Blubber-Backe ist dick. Er kaut immer. Am liebsten Süßigkeiten. Schokolade auf Platz 1. Auch Pommes. Ich kann Pommes nicht leiden. Aber Blubber-Backe will mir von seinen Pommes oft was abgeben. Von der Mama sind die Pommes auch die vielen

Süßigkeiten. Mama hat einen Imbiß. Beethovenstraße in Hamburg. Gleiche Straße wie unser Büro. Mama nimmt sich keine Zeit für Blubber-Backe. Wenn Blubber-Backe mit ihr spielen will – dann sagt sie „keine Zeit“, gibt ihm Schokolade. Oder Pommes, meist mit „Majo“ oder Tomatensoße. Der Mund von Blubber-Backe ist immer verschmiert. Schokolade, Majo, Öl, Ketchup. Wenn Blubber-Backe mich besucht – er hat wirklich Backentaschen wie ein Hamster – dann muß ich ihm etwas vorspinnen. Egal was. Vom riesengroßen Krokodil, das mit der U-Bahn gefahren ist, oder von dem Piraten mit zwei Holzbeinen, der so gut Polka tanzen kann. Blubber-Backe findet es toll, wenn sich einer für ihn Zeit nimmt. Und erzählen das kann er auch. Seiner Lehrerin hat er eine Spinne auf's Pult gelegt die hat laut geschrieen. Ausgefallen ist deswegen der Unterricht. Einmal da hat er sogar „Sau“ zur Lehrerin gesagt. Das war nicht gut von Blubber-Backe. Denn „klatsch“ hatte er eine weg. Blubber-Backes Geschichten höre ich gern. Sie stimmen genauso wenig wie die, die ich ihm auftrische. Wenn Eltern sich mit ihren Kindern nicht beschäftigen, entwickeln Kinder ihre eigene Phantasie und die ist grenzenlos.

Nur eine Geschichte von Blubber-Backe die stimmt – ich hab sie selber schon oft bei ihm beobachtet. Blubber-Backe saust im Sommer durch alle Gebüsche der Straßen. Ein kleines Marmeladenglas in der Hand. In den gold-schimmernden Blechdeckel hat er Löcher gebohrt. „Zum Atmen“ wie er mich belehrt. Blubber-Backe steckt in dieses Marmeladenglas aus Bad Schwartau, wie am Etikett zu erkennen ist, Bienen und Hummeln. Er kann sie nicht unterscheiden – die Bienen und Hummeln. Aber er sagt ganz einfach „Das ist eine Biene – und das ist eine Hummel.“ An einem Freitagnachmittag kam der Kleine stolz bei mir angerast, donnerte an die Eingangstür und brüllte laut: „Mach auf, mach auf. Ich hab ganz was Tolles.“ Ich telefonierte mit Berlin. Aber Blubber-Backe hat Vorfahrt und ich sagte ins Telefon: „Entschuldigung – eine Störung in der Leitung. Ich ruf später an.“

Manchmal muß die Wahrheit weicher gesagt werden. Oder sollte ich es etwa so formulieren: „Keine Zeit zum Telefonieren. Blubber-Backe steht vor der Tür?“

Blubber-Backe war knallrot im Gesicht. Vor Aufregung. Mit beiden Händen hielt er das Glas über dem Kopf, mir fast vors Gesicht. „Guck mal, guck mal“, ... brüllte er aufgeregt, „ich hab sie gefangen. Die Königin Hummel. Das ist die Königin Hummel.“ Ich sah keine „Königin Hummel“ im Marmeladenglas aus Bad Schwartau. Nur eine ganz normale Biene, sorgte mich, daß sie den Jungen stechen könnte. „Tatsächlich – das ist sie. Die Königin Hummel. Genauso sieht sie aus. Und Du hast sie gefangen“, ... ermunterte ich den vor mir auf Zehenspitzen, das Glas immer noch über den Kopf haltenden Blubber-Backe, der vor Aufregung glühende Ohren bekommen hatte und deckte ihn gleich wieder mit einer Phantasie-Geschichte ein:

„Eine Biene und eine Königin Hummel darf höchstens eine Nacht im Marmeladenglas bleiben. Sonst wird sie so groß und hungrig, daß sie bei Deiner Mama im Imbiß alle Pommes frißt. Mit Ketchup und Majo. Dazu die Schokolade.“

Nein – das wollte Blubber-Backe nicht, versprach mir hoch und heilig, schon gleich am nächsten Morgen die Königin Hummel wieder fliegen zu lassen. Er würde ihr sogar einen Fingerhut mit Zuckerwasser ins Marmeladenglas stellen. Das hat er auch versucht. Auf dem Balkon. Aber die Königin Hummel ist davongeflogen.

Dann kam Blubber-Backes Mama ins Büro, schimpfte mit mir. „Meinem Sohn so viel Unsinn zu erzählen.“ Meine Antwort behalte ich für mich. Freundlich war sie nicht. Jedenfalls hat Blubber-Backe seitdem einen zweiten Namen. Er heißt jetzt nicht nur noch Blubber-Backe, sondern auch noch Königin Hummel. Und der Kleine findet es gut.

Im November letzten Jahres hatte Blubber-Backe wieder eine Attraktion. „Furz-Spray“ klärte er mich lachend auf. Eine kleine Sprühdose wie zum Füllen eines

Gasfeuerzeugs. Tatsächlich: „Furz-Spray“ stand da wenig fein drauf. Daß so etwas geschrieben wird. Blubber-Backe-Königin-Hummel weihte mich in seinen Plan ein: „Das sprüh ich meiner Mutter unter’s Kopfkissen.“ „Besser nicht“, warnte ich ihn – „die klatscht dir eine. Vielleicht Stubenarrest und keine Schokolade“, ... dachte aber im stillen: „Freuen würd’ ich mich, wenn er der dämlichen Kuh Furz-Spray unters Kopfkissen sprüht.“ Einen Schuß aus seiner Furz-Spray-Sprühdose durfte Blubber-Backe „nur zur Probe“ bei mir im Büro abgeben. Das Spray stinkt – wie es heißt. Im Büro lachte keiner – außer Blubber-Backe und mir.

Danach habe ich Blubber-Backe 14 Tage nicht mehr gesehen. Dann klopfte er am Hintereingang. „Ich darf Dich nicht mehr besuchen hat meine Mutter gesagt. Die glaubt, daß Du mir das eingeredet hast. Das mit dem Furz-Spray. Dabei hab ich es mir doch selbst gekauft.“ Blubber-Backe besucht mich immer noch – und ich erzähle ihm Geschichten. Aber er klopft nur am Hintereingang. Seine Mama grüßt mich nicht mehr. Furz-Spray. Was hab ich damit zu tun?

„Errrdstrahlen“ und sterbende Kinder

Das Schwein heißt Hetzer und hat einen akademischen Titel. Professor Dr. med. Hetzer. Stolz ist es auf diesen Titel. Das Schweinchen Hetzer. Hat ihn gedruckt auf eine breite, weiße Binde. Richtig gedruckt – mit großen, schwarzen Buchstaben: **Professor Dr. med. Hetzer**. Diese weiße Binde mit den schwarzen Buchstaben trägt „Professor Dr. med. Hetzer“ um seinen Bauch. Der ist rosa. Und rund. Und borstig. Und dieser Hetzer, der sagt „ruff, ruff“, hat einen Kringelschwanz, kleine Schweinsäuglein, Schlappohren und einen Rüssel. So einen Rüssel – wie richtige Schweine ihn eben haben. Ein echtes, lebendiges,

dick-und-fettes Rüsselschwein. Das steht in seiner Box in Hannover vor der gefüllten Krippe und schmatzt. Gute Kost. Krankenhauskost. Übrig gebliebenes Patienten-Essen aus der Medizinischen Hochschule Hannover – dort, wo Schweinchen Hetzer in einem schönen, luftigen Stall seine Schweine-Wohnung hat. Zusammen mit anderen Schweinen. Auch die haben akademische Titel. Doktoren, Professoren. Alle mit Bauchbinde und schwarz bedruckt. Nie im Leben zuvor habe ich so viel medizinische-Würdenträger-Schweinchen gesehen und ich muß lachen. Der richtige Hetzer auch. Der trägt einen weißen Kittel. Darauf nur ein ganz kleines Schildchen mit der Aufschrift „Prof. Hetzer“. Hat dunkle, volle Haare, und ein freundliches Gesicht. „Keine Ähnlichkeit mit Schweinchen Hetzer“, ... diagnostiziert er selber.

Das Schweinchen Hetzer ist sein Versuchsschwein. Damit sich kein anderer Weißkittel an Schweinchen Hetzer vergreift – auch nicht der Krankenhausküchen-Koch – nur darum trägt Schweinchen Hetzer die Bauchbinde mit dem schwarz aufgedruckten Namen und dem „Dienstgrad“. Der richtige Hetzer steht vor der Box und tätschelt dem Namens-Vetter auf die Schwarten. „Ruff“, sagt Schweinchen Hetzer freundlich, schmatzt weiter. Damit bin ich beim Thema Tierversuche – über das in Deutschland nur mit Schaum vor dem Mund diskutiert wird.

Ich bin Tierfreund, habe vor Jahren einen Tierschutzverein gegründet – bin sicher: Tiere sind Geschöpfe Gottes, die uns anvertraut wurden, von uns Menschen beschützt werden müssen. Wie immer im Leben – da gibt es einen goldenen Mittelweg. Ich war empört darüber, daß „grüne“ Tierschützer in medizinische Versuchslabors einbrachen, die Tiere „befreiten“ damit sie dann in freier Natur erbärmlich eingingen. Es ärgerte mich, daß sogenannte Tierschützer ihren eigenen Tieren Medikamente gaben, die – das war naheliegend – nur durch Versuche an anderen Tieren erprobt worden sein konnten. Jung war ich – und Chefreporter der HÖRZU, schlug Chefredakteur Peter Bachér schließlich breit: „Lassen Sie

mich eine Reportage über das Für und Wider der Tierversuche schreiben.“ Mein guter, alter Chef nickte aber ich sah seine Sorgenfalten über den blauen Augen seiner kleinen, goldenen Cartier-Brille. Der alte Hase

Meine Recherchen waren gründlich, sauber, korrekt. Nur zwei Beispiele: Es gibt viele Kinder, die kommen mit einem schweren Herzfehler auf die Welt. „Loch in der Herzwand“, ... sagen wir Laien. Für einen Mediziner ist klar: Damit kann ein Kind nicht überleben. Aber wie läßt sich helfen? Medizinische Versuche an Kindern mit diesem Geburtsfehler? Vergessen wir es. Das weckt schreckliche Erinnerungen an eine vergangene Zeit. Da gab es diesen Professor Hetzer – damals noch in der Medizinischen Hochschule von Hannover. Der entdeckte es zuerst und kam auf den Gedanken: Das Herz eines Schweins ähnelt dem Herzen eines Menschen sehr. Warum also nicht? Richtig. Es wurden Schweine gezüchtet. Mit Geburtsfehler. Schweine mit Loch in der Herzwand. Dann Schweine-Operation. Danach kein Loch mehr in der Herzwand. Alle operierten Schweinchen schnauften besser, grunzten freundlicher ihr „ruff, ruff“. Irgendwann nach Jahren das erste Kind. Ein Kind ohne Lebens-Chance. Nur ganze vier Jahre alt. Verzweifelte Eltern. Wie hatten sie sich auf ihren kleinen Christian gefreut. Die Diagnose: „Das kann nicht lange gut gehen. Aber helfen können wir nicht.“ Alles, was die Ärzte an „Trost“ geben konnten.

Mehr als 20 Jahre ist das her – meine Begegnung mit dem „echten“ Professor Hetzer in Hannover. Christian ist ein gesunder junger Mann. Sportler, Hochsprung. Kerngesund. Kerngesund wie alle Kinder, die mit „Loch in der Herzwand“ geboren und dann erfolgreich operiert werden. Sie alle werden nach der Operation kerngesund. Ich berichtete Peter Bachér vom ersten Teil meiner Recherchen. Seine Sorgenfalten blieben.

„Errrdstrahlen“ lachte Kollege Louis Hagen. Eine unendliche Fortsetzungs-Reportage schrieb er über



Erdstrahlen. Alle Welt war damals sicher – die Menschen werden negativ beeinflusst durch Erdstrahlen. Nur zwei Folgen sollte Louis schreiben. Nur zwei Folgen. Es wurden Dutzende und wir lachten beide, grüßten uns auf dem Flur statt mit „Guten Morgen“ mit dem für andere seltsam klingenden Gruß „Errrdstrahlen“. Aus einer Mücke wurde mit Erdstrahlen ein Elefant gemacht – und die HÖRZU-Gemeinde verschlang die Hagenschen „Errrdstrahlen“. Beim Thema Erdstrahlen schlug die Phantasie der Leser Purzelbäume und wissenschaftlich Beweisbares mischte sich zu 90 Prozent mit Humbug. Aber Errrdstrahlen mußten es sein und der arme Louis Hagen schrieb alles über Errrdstrahlen – wußte genau: „Das meiste davon ist kalter Kaffee.“

Es blieb dabei – und Peter Bachér war sicher: „Ja, das wollen sie lesen. Erdstrahlen. Aber Tierversuche recherchieren Sie noch ein wenig mehr. Dabei nie vergessen: Unsere gute alte HÖRZU ist ein Luxusdampfer – und die Passagiere zahlen viel. Kommt der Luxusdampfer ins Schlingern und müssen die Passagiere spucken („spucken“ sagte Bachér, nicht „kotzen“, wie ich es gesagt hätte) dann buchen sie keine zweite Reise und HÖRZU verliert Leser.“

Ich recherchierte weiter, trieb Professor Riehm auf. Auch Medizinische Hochschule Hannover. Ein großartiger Arzt. Mediziner und Menschenfreund. Schon als Student hatte er erfahren: In Peru gibt es eine bestimmte Art von – „Murmeltieren“, die bekommen niemals Krebs. Ich fasse es stark verkürzt zusammen: Aus dem Blut der Murmeltiere ließ er Impfstoffe entwickeln, erinnerte sich an New Yorker Tierheime, die er als Tierfreund aus Mitleid besucht hatte. Hunde mit Krebsgeschwüren waren ihm dort aufgefallen. Große Krebsgeschwüre am Hals und er durfte sie impfen mit dem von ihm entwickelten Impfstoff. Murmeltier-Impfstoff aus den Anden in Peru im Tierheim von New York. Die Tumore bei den Hunden verschwanden. Die Tiere wurden gesund – und der Mediziner forschte weiter. Inzwischen Profes-

sor an der Medizinischen Hochschule in Hannover. Spezialisiert auf Blutkrebs bei Kindern. Leukämie. Rund 90 Prozent aller Kinder mit Leukämie starben – noch in den Sechziger Jahren. Der Weg vom Tierversuch – bis hin zum erfolgreichen Präparat bei Menschen ist lang. Sehr lang. Aber Professor Riehm gab nicht auf hatte Erfolg. Dank seiner Tierversuche. Früher starben 90 Prozent aller Leukämie-Kinder, heute überleben 90 Prozent aller Leukämie-Kinder. Leukämie bei Kindern war früher wie ein Todesurteil. Vorbei.

Ich war mir sicher: Jetzt kann Bachér nicht mehr „nein“ sagen. Er sagte „nein“ und mein menschlich so angenehmer Chef tröstete mich mit den Worten: „Siegerist. Tut mir leid. Aber ich hab Sie unterschätzt. Hab nicht mit Ihrer Hartnäckigkeit gerechnet. Ich dachte: Irgendwann gibt er selber auf – dann muß ich es Ihnen nicht sagen. Ich weiß, daß Sie im Recht sind. Aber HÖRZU verliert Leser und Abonnenten, wenn wir uns mit Ihrer Reportage gegen den Zeitgeist stellen.“

Ich schluckte, hatte doch mit meinen Vermutungen zum Thema „Tierversuche“ Recht – aber Peter Bachér mit seiner journalistischen Einschätzung: „Was ist dem Leser zuzumuten?“

Meine Reportage über Tierversuche wurde nie gedruckt. Louis Hagen „tröstete“ mich: „Errrdstrahlen. Denk an die Errrdstrahlen.“

Die „Fräuleins“ über den Dächern Bangkoks

Ich nenne sie lieber „die Fräuleins“. Die „Fräuleins“ von Bangkok. Hört sich freundlicher an als andere – so hart klingende Worte. Finden Sie nicht auch? „Fräuleins“ das ist ein wenig „lieber“. Denn mit solchen „Fräuleins“ habe ich eine Party gefeiert. Eine Party im nächtlichen Bangkok – über den Dächern der Stadt – und das war so:

Ich kann nicht sagen, daß ich es als junger Mann „sexy“ fand, die Thai-Mädchen in Bangkok Bordellen sitzen zu sehen. Warten hinter einem richtigen Schaufenster im Bordell. Spärlich bekleidet. Eine weiße Nummer auf blauem Plastikschild am Slip. Grell geschminkt. Kichernd, strickend, Liebesromane-lesend. Kommt ein Kunde, kichern sie noch mehr. Setzen ein Lächeln auf, signalisieren dem „Freier“ damit: „Nimm mich.“

27 war ich da sah ich diese Mädchen in Bangkok das erste Mal. Geschockt war ich. Einfach geschockt. Da kommen Männer in ein Bordell, sehen sich die Ware an wie Fleisch-Auslagen im Supermarkt und sagen sie sagen es so ganz einfach: „Nummer 18, bitte.“ Oder vielleicht „Nummer 53“. Und Nummer 18 und Nummer 53 werden aus dem Regal herausgenommen. Wie ein verpackter Käse. Wie in Plastikfolie gewickelte holländische Tomaten. Dann ins abgedunkelte Zimmerchen mit Dusche und Doppelbett. Preise wie bei ALDI. Nein – „angemacht“ hat mich das nicht. Ich fand es schrecklich. Vor allem: Entwürdigend. Ich war nie prüde und liebe das Leben mit all seinen Facetten. Aber Menschen im Regal wie Frischfleisch. Mein Geschmack war das nie.

Irgendwann wollte ich mehr wissen über diese Mädchen – nicht nur über die Mädchen. Auch über die Jungs. Denn da war es nicht anders. Sie saßen zwar nicht in Schaufenster-Regalen – aber tanzten mit kleinem Höschen über eine Bühne. Auch mit Nummer.



Zum Moral-Apostel eigne ich mich nicht. Bin ich nicht, war ich nie. Aber das wollte ich wissen: Was bewegt junge Mädchen und Knaben in Thailand, sich so anzubieten, so zu verkaufen? Mitleid, journalistische Neugierde, Moral? Vielleicht von allem ein wenig, was mich motivierte.

Vergessen Sie für einen Moment, daß Sie ein Dach über dem Kopf haben. Vergessen Sie für einen Moment, daß Sie sich sattessen können. Vergessen Sie, daß Sie die Schule besuchen durften, und vergessen Sie, daß Sie sich kleiden können, Schuhe haben. Das alles haben viele Menschen in Thailand nicht. Aber schöne Gesichter und schöne Körper – und eine wunderschöne, weiche Haut wie Samt. Welcher Europäer liebt das nicht? Wer nichts anderes hat als nur sich selbst – und nur sich selbst – wer zu Hause hungrige Geschwister hat und eine kranke Mama, wem die Schulbildung fehlt, und wer keinen Beruf hat dann die Augen „hungriger“ Ausländer mit prallen Geldtaschen sieht für den hat das Wort „Moral“ eine andere Bedeutung als das Wort „Moral“ für uns. Keiner werfe den ersten Stein vor allem dann nicht, wenn er keine Ahnung vom Leben der Menschen in Armut hat. Besser die Klappe halten und sich an die eigene Nase fassen.

Irgendwann nach gut 10 Jahren so um 1985 da dämmerte es mir: Du darfst als Journalist nicht nur über solche Fälle berichten. Schreiben allein genügt nicht. Du mußt helfen. Die AKTION REISKORN e.V. entstand. AKTION REISKORN wegen Thailand. Die Bilder gingen mir nicht mehr aus dem Kopf, die ich gesehen hatte. Nicht nur die Mädchen hinter den Glas-Vitrinen. Auch die sterbenden Kambodscha-Kinder im Schlamm mit Ärmchen so dünn wie Zündhölzchen und aufgeblähten Bäuchen dick wie eine überreife Wassermelone.

Es klappte mit der AKTION REISKORN e.V.: Wir holten einige „Fräuleins“ aus den „Fleisch-Vitrinen“, finanzierten Schule und Berufsausbildung. Aus den „Fräuleins“ wurden selbstbewußte kleine Damen, aus manch einem Strichknaben ein guter Familienvater, der seine eigenen

Kinder in die Schule schickte und sie anhielt, ein „anständiger“ Mensch zu werden. Irgendwann sprach sich das rum in Thailand. Ich wurde bekannt in Bangkok. Einige Fräuleins und Strichknaben wollten dem „verrückten Deutschen“ Danke sagen. Ganz einfach nur Danke Ich freute mich. Ich freute mich, obwohl ich Partys hasse, vielleicht nicht mehr als fünf in meinem Leben besucht habe. Und die Fräuleins wollten ausgerechnet für mich eine Party geben. Nicht im feinen DUSIT THANI oder ORIENTAL von Bangkok. Da verkehren keine „Fräuleins“ auch keine ehemaligen Fräuleins. Da sind nur „anständige“ Damen der Gesellschaft. Mit viel Schmuck. Der glitzert schöner als die grell beleuchteten Fassaden der Fräulein-Straße Pat Pong in Bangkok.

Ein weniger feiner Stadtteil – und ein weniger feines Haus. SOI SRI BUM PHEN hieß die Straße. Ich vergesse ihn nie diesen für deutsche Ohren so fremd klingenden Namen. Fein hatten sie sich herausgeputzt, die Fräuleins und die Strichknaben. Auf dem Dach ihres Wohnhauses, in dem sie sich in Schuhkarton-großen Löchern ein ganz klein wenig die Illusion von bürgerlicher Welt eingerichtet hatten. Mit Bildern von Papa und Mama, vom eigenen Kind 500 Kilometer oder mehr von zu Hause entfernt. Molloch Bangkok.

Das schäbige Dach sah schön aus: Decken auf dem Fußboden, Blumen in Vasen und ein wunderbares Essen. Viele kleine, dampfende und phantastisch riechende Schalen mit kulinarischen Köstlichkeiten der thailändischen Küche, die mir so gefällt. Einige der Fräuleins hatten in besserer Zeit drei oder vier Jahre eine Dorfschule besucht – die da erlernten Tanzschritte klassischer, thailändischer Tanzkultur nicht vergessen. Dazu Musik-Geplärre aus einem Radio-Recorder.

Thai-Tanz über den Dächern Bangkoks in nicht so feiner Gesellschaft. Ich fühlte mich wohl. Warum soll ich es nicht sagen? Alle kicherten. Die Mädchen. Die Jungs. Ein Kicher-Konzert in der Nacht. Peter Scholl-Latour beschrieb es in seinem Buch „Tod im Reisfeld“ so:

„Eine kichernde Rasse, die Thais.“ Wie sollte ich widersprechen? Es stimmt doch.

Über den Dächern von Bangkok mußte ich an eine andere Party denken. Bei reichen Leuten in Hannover. Bei feinen Leuten. Ein Streich-Orchester war da – und eine sehr, sehr reiche Dame in einem Stehkleid aus Pfauenfedern. Mit Stehkleidern nicht sitzen. Sonst knicken die Pfauenfedern. Und ich schlechter Groschen beobachtete die reiche Dame an diesem Abend ständig nur die eine Idee im Kopf: Was macht die Dame mit Pfauenfeder-Kleid, wenn sie „für kleine Mädchen“ muß? Sie trank wenig und mußte nicht für „kleine Mädchen“. Über den Dächern von Bangkok trank ich ein wenig zu viel – und irgendwann wollte ich nach Hause, zurück in mein Hotel. „Einen Moment noch“, ... sagte da eines der „Fräuleins“, ... „einen Moment noch“ „da ist noch was.“ Dann standen sie plötzlich alle auf. Die „Fräuleins“ und die Strichknaben. So an die 25 denke ich. Ein Fräulein drehte den plärrenden Kassetten-Recorder noch lauter, dann hörte ich sie: Die deutsche Nationalhymne. Und alle summten mit. Singen konnten sie ihn nicht den Text. Aber summen. Thailändische „Fräuleins“ und thailändische Strichknaben summten über den nächtlichen Dächern von Bangkok die deutsche Nationalhymne für mich und ich war glücklich. Es war meine schönste Party.

Fast hätte ich es vergessen: Jahre später besuchte ich einen Gottesdienst in der kleinen Kapelle des katholischen Marien-Krankenhauses in Hamburg. Der katholische Pfarrer dort gefiel mir besser als die linken Polit-Pfarrer in vielen evangelischen Gemeinden. Aber was für eine Predigt. Einige alte Ordensschwwestern sahen ein wenig pikiert zu Boden. Von einem Gespräch mit „Fräuleins“ berichtete der gute Gottesmann. „Fräuleins“ aus der Langen Reihe in Hamburg-St. Georg. Nur wenige Schritte vom katholischen Dom – dort, wo der katholische Erzbischof seinen Sitz hat. Ausgerechnet da in der Langen Reihe gibt es „Fräuleins“. Und ein katholischer Priester



spricht mit ihnen. Er hat den „Fräuleins“ etwas erzählt vom lieben Gott, der auch für sie da ist. Ob er Erfolg damit hatte ich wünsche es ihm – und ich wünsche es den „Fräuleins“. Den „Fräuleins“ aus Bangkok und den „Fräuleins“ aus der Langen Reihe in Hamburg.

Bei seiner Predigt mußte ich wieder an meine Party über den Dächern Bangkoks denken. Ja – es war eine schöne Party. Die schönste in meinem Leben. Aber das hatte ich ja schon gesagt. Geschrieben? Geschrieben habe ich es nie. Erst jetzt. Warum eigentlich? War ich zu feige?

Arafat, eine Nacht in Bethlehem und eingeschlagene Zähne

Politisch korrekt bin ich nicht. Keinen „Fatz“ politisch korrekt. Ich rede und schreibe wie mir der Schnabel gewachsen ist oder grenze ich besser so ein: Vieles von dem, was ich denke, das schreibe ich auch. Vieles – das heißt nicht alles. So wie diese eigentlich nicht druckreife Geschichte aus Israel. Aber sie hat sich so abgespielt: Jerusalem 1997. Für die Freunde der Deutschen Konservativen e.V. wollte ich mir als Weihnachtsgeschenk etwas ganz Besonderes einfallen lassen, war von Jerusalem nach Bethlehem gefahren. Bethlehem. Stadt der Christen? Von wegen. Stadt der Muslime. Immer mehr Christen packen ihre Koffer, reisen aus – weil der Druck der Muslime unerträglich wird. Eingeworfene Scheiben christlicher Geschäfte und Wohnungen, Schikanen, Diskriminierung, verprügelte Christen-Kinder. Muslime geben sich „tolerant“, wenn sie in der Minderheit sind. Einmal Mehrheit, immer Mehrheit. Aus mit Toleranz. Bei einem der wenigen christlichen Kaufleute fand ich, was ich wollte, und ich gab ihm den Auftrag: Rechtzeitig zu Weihnachten einen hölzernen Kasten – ähnlich den Griffelkästen aus der Kinderzeit. Darin: Eine geweihte Kerze, ein Fläschchen Wasser aus dem Jordan, in dem Christus getauft wurde, ein Beutelchen Erde aus Bethlehem, ein Kreuzlein aus

Olivenholz. Dabei ein kleiner Olivenzweig vom Ölberg. Auf den Kastendeckel eingebrannt: „Weihnachten 1997“, dazu der Name des Empfängers. Ein schönes Geschenk – und ich war stolz auf meine Idee. Israelische Freunde – Juden natürlich – hatten mir geholfen und die Verbindungen hergestellt.

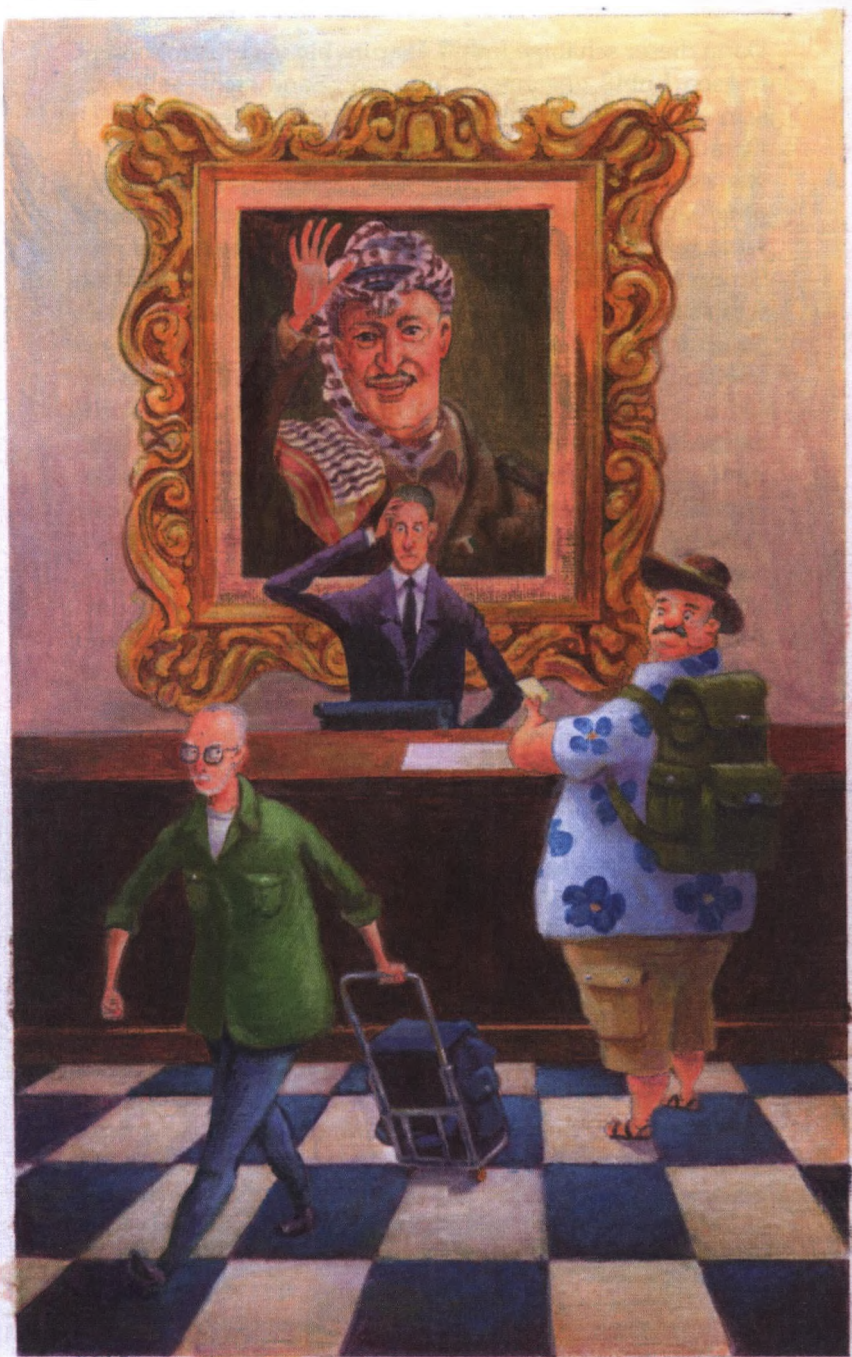
Es wurde ein langer Tag. Einkaufen in Bethlehem – das ist nicht einfach einkaufen. Zuerst Tee trinken. Dann wieder Tee trinken. Nach dem dritten Tee-Trinken Einladung zum Essen. Familie vorstellen. Über Israel reden die Lage der Christen in Bethlehem. Gott und die Welt. Spät geworden. „Schlafen Sie bei uns“ – schlug der christliche Händler vor und über die Annahme der Einladung hätte er sich gefreut. Ich schlaf aber nicht gern bei Bekannten oder Freunden, fühle mich dadurch zu sehr eingengt. Will aufstehen wann ich möchte, mein Frühstück machen, wann es mir paßt, und mein eigener Herr im kleinen Allerlei des täglichen Lebens bleiben. „Nein, danke“, ... sagte ich höflich „hab´ schon ein Hotel gebucht – hier in Bethlehem.“ Gelogen. Jerusalem war mein Quartier – Jerusalem für mich die schönste Stadt der Welt ich liebe Jerusalem, kenne jeden Winkel der Altstadt. Aber spät war es geworden – müde war ich, wollte mir den langen Rückweg sparen, aber auch nicht in einem noch so freundlichen Privat-Quartier schlafen. Ich behauptete einfach: „Hab schon ein Hotel gebucht in Bethlehem“, ... stand schließlich vor dem Hotel, das mir beim Vorbeifahren mit dem Taxi in Erinnerung geblieben war. Eingangshalle, Rezeption – eine ziemlich schäbige Bude. War mir egal. Hauptsache schlafen – und Hauptsache keine Kakerlaken im Zimmer. Mit Wanzen und Flöhen hatte ich schon in Rumänien Bekanntschaft gemacht. Kakerlaken-Bekanntschaften – die mußten nicht unbedingt dazukommen. Vor allem nicht nachts – vielleicht noch im Bett.

Plötzlich sah ich an der Rezeption dieses Bild. Arafat! Ein großes, buntes gerahmtes Foto von Arafat. Meine Müdigkeit war verflogen. „Lieber penn´ ich auf einer

Parkbank als in einem Hotel mit Arafat-Porträt“, schimpfte ich laut und schon war ich draußen. Arafat – nicht nach meinem Geschmack. Ein Strolch, ein Dieb und Mörder, der die Welt narrete und nie sein Ziel aufgab: Alle Juden ins Meer treiben. Er sagte es nie – aber ich war mir sicher: Gegner eines zweiten Holocausts – das war er bestimmt nicht. Arafat blieb für mich zeitlebens die Verkörperung des doppelzüngigen, schmierigen, geldgierigen Fanatikers, der das Elend seines Volkes ganz bewußt in Kauf nahm, um damit spielen zu können, und selber wie die Made im Speck lebte. Tiefe Verachtung für diesen Mann, mit dessen Porträt ich nicht unter einem Dach schlafen wollte. Irgendwann fand ich ein Taxi.

Auf der Fahrt nach Jerusalem dämmerte der Morgen. Jerusalem beim Sonnenaufgang. Was für ein Bild Die grau-gelben Häusersteine werden in goldenes Licht getaucht. Fahrtroute des Taxis geändert, Müdigkeit vergessen. Rauf auf den Ölberg. Bitte an den Taxifahrer: „Warten Sie einen Moment.“ Ein langer Moment. Dieses Bild macht süchtig. Die Atmosphäre des Ölbergs am frühen Morgen beim Sonnenaufgang in Jerusalem auch. Passende Worte, es zu beschreiben – tut mir leid – die habe ich nicht. Das muß selber erlebt werden. Danach Spaziergang durch die Gassen. Erst Altstadt, dann „Neustadt“. Eine Bilderbuch-Stadt. Cafés, Geschäfte, freundliche Menschen. Schöne Menschen. Augen. Gesichter. 1000 und eine Nacht. Ein buntes Völkergemisch hat viele jüdische Gesichter in orientalische Märchenbuch-Gesichter verwandelt. Über Generationen.

Auch für Deutsche mit Vorurteilen gegen Israel: Glauben Sie mir es ist ein herrliches Land. Sie haben wirklich aus einer Wüste ein Paradies gemacht. Deutsch-Feindlichkeit? Sie ist mir nicht begegnet. Schon gar nicht bei jungen Leuten. Immer wieder versuchten sie einige Brocken Deutsch bei mir anzubringen. Erinnerungen aus Omas alter Sprach-Klamottenkiste, in der sich noch ein wenig „Jiddisch“ fand, die deutsch-verwandte Sprache vieler Juden aus aller Welt.



Dann dieser schäbige Imbiß. Warum bin ich bloß in diesen miesen Imbiß gegangen? Nur ein „Sandwich“ sollte es sein – ein simples Stück von diesem matschigen Weißbrot. Darauf Käse und Tomaten. Hunger hatte ich – wollte etwas essen. Sofort. Läßt sich schon an meinem „Good morning“ am Akzent der Deutsche erkennen? Jedenfalls antwortete der freundliche Mann hinter dem Tresen mit Sandwich auf Deutsch: „Guten Morgen, mein Herr – was wünschen Sie?“ Ein Sandwich wünschte ich. Ein simples Sandwich mit Käse und Tomaten – und dann pöbelte er mich an ein junger Mann mit unfreundlichem Gesicht, der auf einem Barhocker saß und auch ein Sandwich aß. „Aus Deutschland kommen Sie. Da kommen sie her, die Nazis. Was suchen Sie hier in Israel? Pfui! Deutsche kann ich nicht leiden.“ Der freundliche Mann hinter dem Tresen hielt die Luft an. Ich gehöre zu der Sorte von Menschen, die – einmal an der falschen Stelle angepiekt – schnell in die Luft gehen. Aber ich blieb ruhig, taxierte das Schandmaul erst einmal: Groß, jung, stark. Dann kroch sie in mir hoch – die Wut. Die Wut, mir den schönen Morgen verdorben zu haben. Die Wut, sie mir zerstört zu haben – die Illusion vom problemlosen Zusammenleben von Deutschen und Israelis – ohne den Schatten von Auschwitz. Die Wut, sie wieder zu treffen – die mir verhaßte Intoleranz, die mich in der Nacht zuvor aus dem „Arafat-Hotel“ von Bethlehem vertrieben hatte. Intoleranz bleibt Intoleranz. Egal ob bei Muslimen. Egal ob bei Christen. Egal ob bei Juden. Ich gab nur die eine Antwort: „Halt Dein schmutziges Maul, Du Kerl. Wenn Du es noch einmal aufmachst, dann schlag ich Dir die Faust rein und Du kannst Deine Zähne vom Boden aufsammeln.“ Und dann brüllte der kleine Mann hinter dem Tresen: „Raus!“ Aber er meinte nicht mich, sondern mein unhöfliches Gegenüber mit dem breiten Kreuz. Der ging. Gut für mich. Vielleicht hätten sonst meine Zähne auf dem Boden gelegen.

Nein – so eine Geschichte sollte besser nicht geschrieben werden. Und nun hab ich's doch getan.

Petrus soll öffnen – bitte, nicht wieder der Butler

Ein feiner Herr – das bin ich nicht. Feine Herren – die sind fein von Geburt an. Fein sein – so was läßt sich nicht trainieren. Wer es doch trainiert, der wird ertappt. Spätestens dann, wenn ihm das Wort „Verdammt noch mal“ rausrutscht – oder noch schlimmer „elende Sch“. So etwas sagt ein echter feiner Herr nie. Schon ist der antrainierte „feine Herr“ ertappt ganz einfach ertappt als „antrainierter feiner Herr“.

Als der liebe Gott mich schnitzte, hatte er zuvor schon viele andere geschnitzt. Sein Schnitzmesser war wohl ein wenig stumpf geworden. Schmirgelpapier von der Marke „Seiden-Schliff“ das war ihm sicherlich grad ausgegangen. Aber ich kenne echte „feine Herrn“. Die würden nie so grobe Worte sagen oder schreiben wie ich. Chlodwig Prinz zur Lippe, verstorbener Ehren-Präsident der Deutschen Konservativen und Kunstmaler von Beruf – das war ein echter feiner Herr. Nicht etwa weil er Prinz war. Er war ganz einfach fein trotzdem paßten wir gut zusammen bei unserer gemeinsamen Arbeit.

Alfred Dregger war auch ein Herr. Vielleicht nicht unbedingt ein „feiner“ Herr, weil auch er es liebte, grob zu formulieren. Aber ein Herr – ein echter Herr – das war er allemal. Franz Josef aus Bayern war kein Herr. Schon gar kein feiner Herr. Franz Josef war ein Mann – oder mehr eine von mir verehrte Naturgewalt – doch bestimmt kein feiner Herr. Auch mein Dr. Gustav Krüger ist ein Herr. Ein feiner Herr. Ich spreche von dem Dr. Krüger, der bei den Konservativen Vorsitzender des Ältestenrates ist. Von dem hab ich noch nie ein grobes Wort gehört – nur sehr getragene und fein formulierte Ratschläge. Er verdient das Prädikat „feiner Herr“. Da gibt es noch einen Prinzen – auch von den Konservativen: Prinz Wittgenstein – Casimir Prinz Wittgenstein. Dem hänge ich noch mehr Orden an die Brust. Nein – nun denken Sie nicht, daß nur

Blaublütler feine Herren sein können. Das stimmt nicht. Aber genau wie der zur Lippe – auch der Wittgensteiner Prinz ist ein feiner Herr. Einer mit Schalk in den Augen, einer der die Nase im Gesicht trägt und nicht über dem Kopf. Ja – der ist fein nimmt Dinge auf sich, die andere nicht auf sich nehmen würden, weil er Charakter hat. Auch mein Freund Winfried Pietrek ist ein „feiner Herr“. Eine andere Sorte von fein als die, die sich allgemein unter dem Wort „fein“ verbirgt. Winfried Pietrek ist katholischer Pfarrer ich glaube, schon von Geburt an. Der muß schon als Baby Pfarrer gewesen sein. Manchmal denke ich: „Der hat die Mutter Gottes angerufen, wenn er als Säugling Hunger hatte“, ... statt ganz einfach „Mama“ zu plärren – so wie ich es gemacht habe. Winfried Pietrek ist so fein ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß der als Baby geplärrt hat. Ich sehe seine Gänsehaut bildlich vor mir, wenn er mit Entsetzen diese Zeilen liest – und trotzdem sind wir beste Freunde. Einer weiß vom anderen: Auf den kannst du dich verlassen.

Auch wenn ich selber kein „feiner Herr“ bin manchmal werde ich von feinen Herren eingeladen. Eine solche Einladung bekam ich aus Hamburg. Eine Seitenstraße an der Elbchaussee. Zur „nassen Seite“ natürlich. Das sagen die Hamburger zu der Seite der Elbchaussee, die direkt an der Elbe liegt. Wer auf der anderen Seite wohnt, der wohnt „nur“ an der Elbchaussee. Aber nicht an der „nassen Seite“ der Elbchaussee. Das ist ein Unterschied in Hamburg. Ein großer. Da waren viele feine Herren zusammengekommen. Axel Springer hatte mich dort eingeführt – mein alter Chef. Auch ein Herr, wenn er wegen der politischen Zustände in Deutschland nicht grad wieder einen für mich nur allzu verständlichen Tobsuchtsanfall bekam und sogar mit seinem Füller werfen konnte, der sein Ziel aber wohl bewußt immer verfehlte. Denn ein Herr – das war Axel Springer wirklich. Ein großes Glück für mich, daß ich solch einen Chef hatte. Nun war ich da – bei dem feinen, und sehr, sehr, sehr rei-



chen Herrn in der kleinen Nebenstraße auf der nassen Seite der Elbchaussee. Mein Chef mit dabei. Reden sollte ich – und ging es gut mit der Rede, dann wollten wir abkassieren. Nicht für uns. Das brauchten wir nicht. Mein Chef sowieso nicht – ich auch nicht, denn er bezahlte mich gut. „Viel zu gut“, ... wie ich manchmal fand. Aber er sagte dann: „Keine falsche Scham, Siegerist, wenn Ihnen die Lohntüte auf die Füße fällt und der erste Knochen bricht. Erst dann ist es richtig gute Bezahlung.“ Wer hört so einen Satz von seinem eigenen Chef nicht gern?

„Hohe Tiere“ waren da zusammengekommen. Hohe Tiere aus der deutschen Wirtschaft –vielleicht sollte der junge, forsch formulierende und flott aussehende Hitzkopf aus dem Hause des großen Verlegers den „feinen reichen Herrn“ ein wenig Feuer machen. Danach kassieren. Kassieren gegen Links. Kampf gegen Links kostet Geld – und keiner soll glauben, daß die „großen Tiere“ spendabler sind als die Kleinen. Schön wär’s. Anders rum ist es leider. Sonst wären viele Große wahrscheinlich nicht so groß. „Hab keine Scham bei denen“, sagte mir mein Chef vor meinem „Auftritt“, ... um noch den Rat anzuhängen: „Stell sie Dir einfach in Unterhose vor. Dann vergehen Respekt und Angst“, ... und die Tür der hochherrschaftlichen Villa öffnete sich. Nicht etwa der Hausherr an der Tür. Ein feiner Herr aus einer Seitenstraße auf der nassen Seite der Elbchaussee – so ein Herr öffnet natürlich nicht selbst die Tür. Der läßt öffnen. Läßt öffnen durch’s Personal. Durch einen Butler. Der Butler trägt weiße Handschuhe. Blütenweiße Handschuhe. Irgendwann – nach vielen Verbeugungen und Händeschütteln – fing ich an zu reden, dachte an die Unterhosen der feinen Herrn und war nicht einen Funken aufgeregt. Der Abend hätte gut verlaufen können wenn da nicht. Ja, wenn da nicht dieser Butler gewesen wäre.

Als ich fertig war mit meiner Rede – da spendeten die feinen Herrn höflichen Beifall. Nicht so, wie Sie nun wieder glauben. Feine Herren klatschen nicht ordinär. Wenn sie klatschen – dann klopfen nur die Außenseiten der Hände

ein wenig aufeinander. Das hört man nicht – aber zu sehen ist es. Vornehm dazu. Einer der Reichen – ich glaub', der kam aus der Lebensmittelbranche – der sagte sogar: „Sehr gut, junger Mann. So stell ich mir Deutschland vor.“ Und dann dieses Malheur mit dem Butler. Mit einem Silbertablett hatte er sich am Rand eines dicken Orient-Teppichs postiert. Martini mit Olive. Gläser von Baccarat aus Paris. Vielleicht war er doch ein wenig zu forsch – der so englisch aussehende Butler in den Sechzigern oder Siebzigern. Bei einem Butler ist das genaue Alter natürlich nicht „abzulesen“. Richtige Butler sehen zeitlos aus. Jedenfalls, die Butler, die bei feinen Herrn arbeiten.

Nur einen Schritt nach vorn machte der Butler – aber der war zu forsch – der Teppich zu dick. Der Butler stolperte über den dicken Teppich, krachte lang hin – und die Gläser mit Martini und Olive flogen uns entgegen. Entsetzen unterbrach den höflichen Beifall. Versteinerte Gesichter. Er hätte mir leid tun müssen – der arme Butler. Aber bitte, verübeln Sie es mir nicht allzusehr: Ich prustete los vor Lachen. Wie befreit nach meiner gelungenen Kür auf dem glatten Parkett der Großindustrie. Die Gesichter der feinen Herrn sahen noch entsetzter aus. Mein Lachen war aber nicht zu unterdrücken. Der Abend war schneller vorbei als geplant. Ein erfolgreicher Abend – nein, das war er auch nicht. Ich ging mit leeren Taschen und hatte mir so viel erhofft. Mein Chef fuhr mich nach Hause. Bis vor die Tür. Stumm. Kein Wort zu mir. Aber kurz bevor ich ausstieg, da hielt er meinen Arm fest und tröstete mich mit wenig feinen Worten. Er sagte ganz einfach „Scheiß drauf. Für mich bleibst Du ein feiner Kerl.“ Feiner **Kerl** hatte er gesagt – nicht etwa „feiner **Herr**“. Das wäre ja auch gelogen.

Jetzt habe ich nur eine Hoffnung: Ich wäre froh, wenn mir Petrus eines Tages die Tür aufmacht. Petrus selber. Nicht sein Butler. Und wenn Petrus dann sagt: „Komm rein Siegerist, Du warst ein „feiner Kerl“..... dann wäre ich zufrieden – denn ein „feiner Herr“ – das war ich nie in meinem Leben.

Gold Margarita und das Holzbein des Geigers

Die Dame ist keine Dame und der Herr kein Herr. Die Dame ist schön. Auf den ersten Blick ist sie schön. Nicht zu genau hinsehen. Denn die Dame ist **oben** Marilyn Monroe und **unten** Franz Beckenbauer. Ihre Stimme ist rau. Ein Kerl. Ein Kerl als Frau. Neben dem Kerl als Frau ich weiß, es ist nicht einfach zu folgen und neben dem Kerl, der eine Frau sein möchte da sitzt ein echter Kerl. Hose, sportliches Hemd, nach hinten gekämmte, stark „gegelte“ schwarze Haare. Falsch. Auch dieser Kerl ist kein echter Kerl. Der Kerl ist eine Frau, die ein Kerl sein möchte. Komplizierte Welt. Verrückte Welt. Bamboo Bar in Bangkok. ORIENTAL Hotel. Peter Scholl-Latour, großartiger Journalist und Altmeister meiner Zunft, sagte es kurz und trocken: „Die Bamboo Bar ist der schönste Platz der Welt.“ Schönste? Darüber läßt sich streiten. Einer der interessantesten Plätze der Welt in Ordnung.

Bevor ich mir die Frage stelle: „Wie paßt dieses seltsame Pärchen nur zusammen?“, kommt sie reingerauscht, vorbei an den hölzernen Hut- und Schirmständern, an den mit Havanna-Duft geschwängerten und nicht so glücklich dastehenden Bambus-Pflanzen in geflochtenen Körben: Sieht aus wie 95„eher 195“ denke ich schamlos. Alte Damen, die sich krampfhaft „auf jung“ machen, sind keine Damen. Sie wirken wie aufgetakelte Schachteln, verletzen die Würde des Alters. Finde ich. Aber die Dame – ich denke eine Amerikanerin – glitzert. Nicht die Dame – aber die vielen Diamanten an ihr. Im Ohr, am Arm, am Hals und die hübschen, kleinen Thai-Kellnerinnen mit Wespen-Taille und den traditionell lila-schwarzen Kostümen rücken ihr beflissen den Sessel zurecht. Sessel in der Bamboo Bar. Tiger oder Leopard. Raubkatzen aber nur Textildruck. Die glitzernde Mumie bestellt einen „Dirty Martini“. Das ist der mit



Olive. Warum heißt er eigentlich „dirty“ – also schmutzig, dieser Martini?

Sieht sie mich – die Glitzernde? Jedenfalls blicken ihre Augen mit den vielen, vielen Kunstwimpern in meine Richtung. „Reich macht nicht glücklich“, ... denke ich, habe trotzdem ein wenig Mitleid, weil ich spüre, daß auch Diamanten keine Einsamkeit vertreiben. Ein freundliches Wort – statt meines inneren Spotts – wäre sicherlich anständiger von mir und bestelle mein Lieblingsgetränk in der Bamboo Bar: Gold Margarita. Der erste Schluck schmeckt wie Zahnfleischbluten. Liegt an den Salzkristallen, die den Rand des Glases umgeben. Gold Margarita. Gemixt aus „Tequila, Blue Curacao und lime juice“ steht auf der Karte.

Die amerikanische Dame bestellt nach „Dirty Martini“ den „Bird of Paradise“. Ich Schandmaul denke im Stillen: „Paßt besser zu der Schachtel“, ... der Paradiesvogel als Drink in der Bamboo Bar. Mein Mitleid legt sich, wenn ich an die Elendsgestalten denke, die auf den Straßen Bangkoks liegen. In seidene Kissen weint es sich leichter als in den Staub der Straße.

Vorbei an den edlen Flaschen auf dem Tresen geht mein Blick – dorthin, wo Orchideen stehen und ein Zapfhahn mit der grünen Aufschrift „Heineken“. Ein anderes Paar haben meine neugierigen Journalisten-Augen entdeckt. Fleischwursthände hat der Kerl. Dick ist er – laut und peinlich. Um die 65. Das Fräulein an seiner Seite ist jung. 19? Ihre zarte Hand umklammert die Fleischwursthand, blickt ihren Gönner verliebt an. Ein wenig schrill mit ihrer Bemalung und dem viel zu eng sitzenden Kleidchen in Silber. „Das ist Liebe“, ... denke ich gräßlicher Kerl und versuche mich an einem „ORIENTALS Mai Tai“. Egal, was drin ist. Hört sich gut an, bekommt mir weniger und die Welt färbt sich langsam rosa vor meinen Augen.

Ich wechsele den Platz vom Textil-Tiger-Sessel auf einen Barhocker. Meine Tigersessel-Nachbarn stören mich. Deutsche Geschäftsleute. Laut und – Entschuldigung

gung ein wenig billig. Passen nicht in die Bamboo Bar, ... denke ich jedenfalls. Jeder konnte mitbekommen: Die lauten fünf Deutschen arbeiten für ein Versandhaus, sprechen über den neuen Katalog. Was interessieren mich in der Bamboo neue Versandhaus-Kataloge?

Interessanter ist da schon die vornehme französische Dame – mein Alter. So an die 60. Elegant ist sie. Dunkelblaue Seide. Zweiteiliges Kostüm. Eine schwarze Perlenkette. Angenehmer Gegensatz zur schrillen Alten mit den Diamanten. Ein junges, verliebtes Pärchen aus Dänemark kuschelt auf einem Ecksofa im hinteren Teil der Bamboo. Hochzeitsreise weiß ich bald. Drei Tage ORIENTAL. Pauschalreise. Sie wollen sich „etwas ganz Tolles“ gönnen. Glück wünsche ich den beiden viel Glück für's erst begonnene Leben. Sie sind noch so jung sehen so lieb aus – die zwei aus Kopenhagen.

Eine neue Attraktion trippelt über die braungemusterten Fliesen im Eingang der Bamboo, nimmt Platz auf dem Textil-Tiger in der Mitte – direkt dort, wo der blau-schwarze Perser den Teakholz-Boden verdeckt. Auch ein Pärchen. Ein gepflegt aussehender, älterer Herr (mein Semester) und neben ihm ein junger Thai. Auf dem rausgestreckten Hintern des Thai könnte ein Silbertablett abgestellt werden. Bird of Paradise macht sich da gut, dazu Caribian Sunset, ein Bossa Nova Special und ein Flamingo Oriental Hotel. Alles auf der „Drink-list“.

21 Uhr ist es – und der nervige Engländer auf dem ersten Stuhl neben dem Eingang hat den Stehgeiger, der wie ein Stehgeiger mit zwei Holzbeinen läuft, nun schon zum dritten Mal gefragt: „At what time does the music start?“ Als wenn der Laden nicht auch ohne Musik interessant wäre. Um 22 Uhr startet die Musik. Phyllis Battle singt – die schwarze Sängerin aus Kalifornien. Jazz. Sie singt gut. Sehr gut und der Stehgeiger geigt, streicht sich vorher die grau gewordenen, aber noch schulterlangen Haare aus dem Gesicht. Neben mir an der Bar ein wenig angenehm aussehender Japaner, quatscht mich an, ahnt in mir

den Deutschen. Oliver Kahn ist sein Thema. „Keine Ahnung von Fußball“, antworte ich, will nicht mit ihm sprechen, erinnert mich an einen Überbeißer. Das sind diese Hunde, bei denen der Unterkiefer größer ist als der Oberkiefer. Entschuldigung für den Vergleich: Aber dieser Japaner sieht wirklich aus wie ein Überbeißer. Besoffen ist er. Ich kann keine Besoffenen leiden will weiter die Bamboo-Aussicht genießen nicht mit einem Überbeißer-Japaner über Oliver Kahn reden. Irgendwann geh´ ich. Vorher noch einen Singapore Sling – den dritten Drink am Abend. Danach fallen bei mir die Klappen runter. Mehr als drei – nein. Fein gemacht hab´ ich mich. Graue Flanell-Hose, schwarzes Jackett mit Goldknöpfen und ausnahmsweise ein Schlips. Schwarz-gold gestreift. Vorbei an dem Tablett-Hintern mit Liebhaber, vorbei an den nervigen Versandhaus-Deutschen, vorbei an „Brillanten-Mimi“ und vorbei an dem mit Fleischwurst-Händen nebst schriller Begleiterin.

Ein schöner Abend war es wieder in der Bamboo Bar vom ORIENTAL in Bangkok. Auf der Fahrt in mein Hotel – „etwas“ preiswerter in der Klasse da frage ich mich: „Wo war er eigentlich geblieben, dieser nervige Engländer, der dreimal gefragt hat „At what time does the music start?“ Da spielte die Musik – Phyllis Battle gab ihr bestes – und auch der Stehgeiger geigte, wie ein Geiger nur geigen kann nur dieser nervige Engländer war einfach vorher gegangen. „Verrückt – die Engländer“, ... sage ich mir und denke: Aber schön war er doch dieser Abend. Ein Abend in der Bamboo Bar vom ORIENTAL-Hotel in Bangkok.

Ein Pinguin und der Rausschmiß meines Lebens

Kaum zu fassen, wie vornehm englische Ober-Kellner sind. Einem dieser vornehmen Oberkellner, die wie Pinguine aussehen – so schwarz und so weiß – bin ich in London begegnet. Genauer gesagt: Im edlen Ritz-Hotel irgendwo zwischen Piccadilly und Hyde Park. Nicht ganz englisch. Ein „ein-geenglischer“ Inder. Weil er Inder war, wollte er wahrscheinlich noch vornehmer sein als ein ohnehin schon vornehmer einfacher, englischer Oberkellner. Dann noch im edlen Ritz.

Einmal „tea-time“ wollte ich erleben im Ritz, hatte mich dafür rausgeputzt. Schick fand ich mich. 28, 29 Ich weiß nicht mehr so genau. Mein dunkelblaues Jackett – feinstes englisches Kaschmir. Die Knöpfe golden – nicht Gold – aber eben golden, was man sich als junger Kerl so erlauben kann an „Gold“. Die Schuhe klassisch, schwarz. Obendrein Hirschleder. Gut gegen brennende Füße bei langen Wanderungen durch's sommerliche London. Teuer – aber sie drückten, die verdammten Dinger. Wer schön sein will, muß leiden. Keiner sollte es sehen. Mein Problem. Nahezu „revolutionär“ bei mir: Einen Schlips trug ich. Krawatte – hört sich besser an für England. Die Krawatte Seide, das Hemd edles weißes Leinen. Nicht viel gefehlt – ich hätte mir selbst auf die Schulter geklopft. Dann stand ich im großen Café des Ritz. „Ziemlich leer der Schuppen“, ... dachte ich, „liegt wohl an den Preisen.“ Waren mir aber egal. Einmal „tea-time“ im Ritz. Das sollte es mir wert sein. Schon kam der indisch-englische Pinguin auf mich zugesaut. „Sie wünschen bitte?“ Nicht so, wie ich es jetzt sage natürlich alles auf Oxford-Englisch und ich kramte im Kasten meiner Englisch-Erinnerungen aus der englischen Schulzeit an der „Bell School“ im englischen Bath. Ich denke sogar, daß ich mich auch vornehm anhörte, als ich höflich um einen Einzeltisch zur „tea-time“ bat.

Der Pinguin aber – jetzt noch vornehmer wirkend – zuckte bedauernd die schwarz-weiß befrackten Schultern „Entschuldigung, mein Herr – nein, aber da ist keiner mehr frei von den Tischen. Alle sind reserviert.“ Wie können rund 90 von 100 leeren Tischen „alle reserviert“ sein?..... fragte ich ihn immer noch höflich und wieder zuckten seine Schultern. Dazu ein: „Ich bedaure sehr.“ Läßt sich ein guter Deutscher so schnell von einem noch so vornehmen Engländer abspeisen, selbst dann, wenn er ja – wie ich schon erwähnte – nur ein ein-geenglichter, indischer Engländer war? Wohl ein wenig brummig kam meine Antwort raus: „Erzählen Sie mir bitte nicht, daß alle Tische reserviert sind. Das kann ich kaum glauben. Wünschen Sie etwa keine Deutschen hier?“ Nicht nett von mir – auch nicht so klug – der Pinguin legte noch eine Sorgenfalte drauf auf sein schönes indisch-englisches Gesicht: „Ja, ja. Sie sind Deutscher“, ... nickte er. „Nein – denken Sie nicht falsch über mich. Ich habe nichts gegen die Deutschen“, ... fügte fast flüsternd hinzu: „Mein Vater hat die Deutschen sogar lieber als die Engländer“, ... „aber“, und dann sein „aber“: „Aber Sie tragen Jeans. Und wir sind in England.“ Was nutzte mir meine teure und vornehme Kluft? Ich trug Jeans. Nein – Jeans im vornehmen Ritz – das geht nicht. Schon war ich wieder draußen. „Tea-time“ im Ritz das fiel aus. Verflixte Jeans. Ich hätte so gern



Und ich nannte sie die „Schandweiber“

Gerecht war das nicht von mir – anständig schon gar nicht. Trotzdem: Ich nannte sie „Schandweiber“ – obwohl, wenn ich es recht überlege die Schande hätte eher mir über dem Haupt zusammenschlagen sollen. Denn ich trieb ein nicht so feines Spiel mit drei älteren nennen wir sie Damen – auf dem Blumenmarkt in Bremen im Zentrum der alten, ehrwürdigen Hansestadt, mit der mich so viel verbindet.

Das eine zu Unrecht mit „Schandweib“ betitelte Opfer saß am Rande des Blumenmarktes da am Hintereingang zum Ratskeller, nicht weit von den Stadtmusikanten. Ziemlich dicht an der Tür, durch die die edlen Weine in den Bremer Ratskeller getragen werden. Da saß sie nein: Da thronte sie. Eine dralle, ostpreußische Marktfrau mit selbstgebundenen, bunten Blumensträußen. Nicht etwa, daß die Blumen da einfach so auf der Straße rumlagen. Wie Zinnsoldaten hatte die Ostpreußen-Oma um die 30 Blechdosen aufgereiht. Blechdosen mit dem Aufdruck „Kiefert-Würstchen“. Kiefert – darauf schwört jeder Bremer – „Kiefert hat die besten Würstchen der Welt“. Wer keine Kiefert-Würstchen auf dem Markt in Bremen probiert hat der kennt Bremen nicht. Und diese Kiefert-Würstchen-Dosen glänzten. Poliert mit einem Lappen von der Ostpreußen-Oma. Sie polierte immer. Mit einer Hand polierte sie die Würstchendosen von Kiefert – mit der anderen Hand sorgte sie für militärische Ordnung der Blechdosen. 14 Zentimeter Platz zwischen jeder Dose taxierte ich. Kiefert-Würstchen-Dosen als Zinnsoldaten auf dem Bremer Blumenmarkt. In diesen, glänzenden Blechdosen standen ihre Sträuße. Keine japanische Blumenkunst, welche die kundige Welt „Ikebana“ nennt. Nein, nein so was nicht. Bauernsträuße, bunte, schöne, deftige Bauernsträuße. Selbst gebunden. Früh um 4 – jeden Morgen von der Ostpreußen-

Oma im eigenen Garten gepflückt – dann gebunden. Blumensträuße, ... die jeder Ostpreußen-Oma zur Ehre gereichten, ... wie sie früher, in vergangenen Zeiten, sicherlich bei ihr in der „guten Stube“ der ostpreußischen Heimat gestanden hatten. Zumindest am Sonntag.

Oma Ostpreußen war immer angezogen wie beim Start zu einer Polar-Expedition. Sommer und Winter. Hohe, gefütterte Stiefel und mindestens drei Röcke übereinander. Rutschten die Röcke hoch, sah man am oberen Schaft der Stiefel die Beine einer soliden oliv-grünen Unterhose. **Immer** eine Strickjacke. **Immer** eine reichlich abgeschabte schwarze Lederjacke. Eng um die grau-braunen Haare ein bunt-geblümtes Kopftuch. Ihr Gesicht war rot. **Immer** rot. Ich denke das war der Blutdruck. Da saß sie – jahrein, jahraus. Tag für Tag. Nur am Sonntag nicht – und nicht am Montag. Blumenfreie Tage waren das – für die Ostpreußen-Oma. Wie hat sie es nur geschafft alles auf einmal? Die Blechdosen von Kiefert in Reih und Glied bringen, mit Wasser füllen, die Blumen reinstellen, polieren Ausschau nach Kunden halten. Dann kam ich. „Mein“ BILD-Büro war in Bremen. Am Wall 148 nicht weit von der Mühle im Zentrum der Stadt. Meine Wohnung auch. Obere Etage. Eigentlich mochte ich diese fleißige Blumenfrau wußte von anderen Blumenfrauen, daß es schlimm für sie war damals im Januar 1945. Die Flucht aus der Heimat. Aber mich ritt der Schalk, wenn ich dieses Original da vor den Blechdosen mit den bunten Blumen sitzen sah, ging langsam auf sie zu ihr Gesicht wurde noch rot-roter-röter – und mit meinen unanständig jungen 27 Jahren gegenüber der alten Blumenfrau, sagte ich herablassend: „Gelumpe hast Du heute wieder. Nichts als verwelktes Gelumpe.“ So einfach schäbig gesagt. Herablassend – und wohl schon fast beleidigend. Nicht etwa, um sie wirklich zu beleidigen. Ihre Reaktion war es, die mich trieb.

Denn dann stand sie auf von ihrem Thron. Ganz langsam. Fast wie in Zeitlupe. Die Knochen wollten nicht mehr so

recht. Die Stimme ja. Mit der brüllte sie mich ich war einige Schritte zurückgetreten ganz fürchterlich an – so, daß die eher „bedeckten“ Bremer Bürger auf dem Blumenmarkt am Rathaus zusammenzuckten: „Ein Scheißkerl bist Du. Verrecken sollst Du.“ Einige Worte waren noch viel, viel schlimmer. Die bleiben besser ungeschrieben. Für alle Zeiten.

Ich hatte erreicht, was ich erreichen wollte – Oma Ostpreußen war in nicht mehr zu stoppender Rage die so „bedeckte“ Bremer Blumenkundschaft sah entsetzt dem bösen Spiel zu, war geschockt ich genoß das eine wie das andere. Nun brechen Sie nicht gleich den Stab. Natürlich leistete ich Wiedergutmachung bei der Ostpreußen-Oma. Immer am Freitag. Das wußte sie. So gegen 12 kam ich, hielt den rechten Zeigefinger vor den Mund, ... was so viel bedeutete wie: „Heute bin ich brav. Sei Du es auch, Ostpreußen-Oma“, ... und sie verstand. Für 30 Mark kaufte ich Blumen. Das war viel – damals in den siebziger Jahren. Aber die Blumen waren für's BILD-Büro das ging auf Spesen. Die Quittung schrieb Ostpreußen-Oma auf braunem Packpapier Sekretärin Lissy Rohdenburg klagte regelmäßig: „Das wird doch nie anerkannt in der Hamburger Zentrale, schon gar nicht vom Finanzamt“, ... womit sie ausnahmsweise im Unrecht blieb.

Ob die Ostpreußen-Oma nun wirklich immer so empört war ich weiß es nicht. Mag sein, daß sie das böse Spiel nur mitspielte auf ihre Weise Freude daran hatte. So wie ich. Ich hätte sie fragen sollen. Aber dann war sie nicht mehr da. Eines Tages war sie nicht mehr da. „Sie lebt nicht mehr“, ... sagten mir andere: „Der Blutdruck.“

Dann gab es da noch zwei Blumenweiber auf dem Markt. Schwestern. Die eine sah aus wie die andere. Zugige Ecke Liebfrauenkirche nur wenige Schritte entfernt von Ostpreußen-Oma. Gekleidet waren sie wie Ostpreußen-Oma. Aber Gummistiefel statt Leder. Und dick wie „meine“ Ostpreußen-Oma? Das kann man nicht



sagen. Runterhängende Unterlippen und ein Blick wie dieser englische Hund – ich glaube „Basset“ heißt er, ... der von der Reklame mit den bequemen Schuhen, „Hush Puppy“ oder so ähnlich. Keine von den anderen Blumenfrauen wußte, woher sie kamen. Sie waren plötzlich da. Ohne Stand. Ohne „ordentliche Marktmeldung“, ... sie waren einfach da, die beiden alten Weibchen. Wenn der Markt geschlossen wurde und die schäbigen oder abgeknickten Blumen auf dem Straßenpflaster rumlagen dann sammelten sie die Blüten auf was ja nicht verboten ist. Aufsammeln liegengeliebener Blumen auf dem Blumenmarkt in Bremen das ist erlaubt. Verboten hätte den beiden Alten sowieso keiner was. So Mitleid-erregend sahen sie aus so arm. Um 14 Uhr Marktschluß. Marktschluß für alle. Nicht für die beiden Weibchen mit ihren Gummistiefeln. Die standen noch um 15 Uhr an ihrer zugigen Ecke an der Liebfrauenkirche auch mir taten sie leid. Heimlich steckte ich ihnen hin und wieder ein 5-Mark-Stück zu. Kaufen bei denen? Das traute ich mich nicht. Ostpreußen-Oma hätte es gesehen. Die Folgen nicht auszu-denken. Standen die beiden Schwestern nach 15 Uhr immer noch an ihrer zugigen Ecke, dann kam der Marktaufseher ermahnte sie zum Packen. Ordnung ist nun einmal Ordnung. Vor allem auf dem Blumenmarkt in Bremen – da wo Hunderttausende von frischen Blumen ordentlicher aufgereiht liegen als Kieler Sprotten in einer Dose. An diese Ordnung muß sich jeder halten. Die beiden Weibchen mit den runterhängenden Unterlippen taten es nicht – und ich hörte, wie sie den Marktaufseher beschimpften, ihm erklärten: „Siehst Du nicht, daß wir grad packen?“ Aber nach 2 Stunden packten sie immer noch, standen da, verkauften. Irgendwann gab der Marktaufseher es auf, ging an den Unterlippen-Omas vorbei, sah auf die andere Straßenseite.

Was bleibt unter Marktweibern auf dem Blumenmarkt in Bremen schon geheim? Nach drei Jahren „zugige-Ecke-Stehen“ an der Liebfrauenkirche wußte es jede Marktfrau

auf dem Bremer Blumenmarkt: „Die beiden Unterlippen-Weiber sind nicht arm. Reich sind sie geworden. Das Mitleid der Bremer.....meines eingeschlossen“, ... und da Ostpreußen-Oma „nicht mehr war“, konnte ich es mir ja erlauben: Ich kaufte Blumen – auch wenn sie schäbig und immer noch aufgesammelt waren – von den Unterlippen-Omas. Natürlich – nicht für 30 Mark wie bei Ostpreußen-Oma. So um die 7,50 Mark. Und die fein abgezählt. Alles kleine Münzen. Aus gutem Grund. Mußte ich 7,50 Mark zahlen, dann drückte ich einer der beiden „hängenden Unterlippen“ 7,40 Mark in die Hand, schnappte meine Blumen und ging. Sie kannten mich ja, hatte ihnen immer wieder „so für nichts“ heimlich 5 Mark zugesteckt.

Ich steuerte auf den Brunnen zu, in den Touristen Münzen werfen, die nicht gut sind für die Goldfische. Aber schließlich hat Rom ja auch seinen Brunnen mit Münzen drin. Den Trevi-Brunnen. Warum soll denn Bremen nicht auch einen Mini-Trevi haben? Bis zum Brunnen kam ich. Dann hatte mich eine der beiden Unterlippen eingeholt. „10 Pfennig fehlen. 10 Pfennig!“ drohte mit der Faust. Mindestens 50 Mal wiederholte sich das Schauspiel zwischen einer der beiden Unterlippen-Omas und mir: „Oh“, sagte ich bedauernd „oh, da muß ich mich verrechnet haben“, ... rückte die griffbereiten 10 Pfennig raus. Dann zog sie ab – die eine der beiden Unterlippen. Irgendwann waren auch sie nicht mehr da an der zugigen Ecke der Liebfrauenkirche.

Als sie schon lange nicht mehr lebten, ... da sah ich sie doch noch einmal. In der Böttcherstraße war das. In der schönen Bremer Böttcherstraße. An der Wand hingen meine Blumenweiber. Als Bild. Gleich rechts hinter dem Eingang zur gemütlichen Bremer Kneipe „Ständige Vertretung“. Da hängen sie noch heute.

Damit sind sie für bremische Verhältnisse, wo nicht viel auf Adel gegeben wird, doch noch geadelt. Als Originale. Richtige Bremer Originale, ... und ich war ihr Kunde.

Mein gutes, altes Kranzler – und diese blöden „Ketten“

Ein gutes Café so ein richtig gutes, feines Café das läßt sich sofort erkennen an Stop! Falsch. Nicht, wie S i e glauben! Nicht an der Torte, am Gebäck, am Cappuccino mit weißem Schaum, am Kaffee oder am edlen Tee. Solche Cafés hat ja schließlich jedes Nest. Nein – ein wirklich gutes Café das ist zu erkennen an der Lokusfrau. Oder am Lokusmann. Je nachdem. Ob für „Damen“ oder ob für „Herren“. Damit fängt es ja schon an. Viele Cafés haben nur eine schlichte Lokusfrau. Zuständig für beide. Für „Herren“ – für „Damen“. Nur **wirklich gute**, feine Cafés die „führen“ einen Lokusmann für „Herren“ und die „führen“ eine Lokusfrau für „Damen“. Eines dieser guten Cafés – das war mein geliebtes „Kranzler“ am Kudamm in Berlin. Was für ein Café. Die leicht angegrauten Serviererinnen Serviererinnen in guten Cafés müssen angegraut sein wie die Tüllgardinen zur Straßenseite diese Serviererinnen trugen weiße Häubchen und Schürzchen. Caféhaus-Uniform vom Feinsten. Den Kaffee den servierten sie auf silbernen Tabletts. Hotelsilber. Das versteht sich wegen der Souvenirjäger ja wohl von allein. Wo kämen wir denn da hin echtes Silber? Freundlich waren sie, diese Kellnerinnen, fragten sehr höflich: „Was wünschen Sie, mein Herr.“ Nicht auf Berlinerisch. Nur ein bißchen. Vielleicht so: „Watt wünschen Se, men Herr?“ Sonst aber Deutsch. Hochdeutsch!

Und dann erst der Lokusmann. Ich kenne ja nur den. Was weiß ich, wie die Lokusfrau für „Damen“ war.....im alten Kranzler. Am separaten Eingang **nur** für „Herren“, ... da ließ es sich erkennen: Dieser Lokusmann ist wirklich **ganz allein nur** für „Herren“. Wenn mich nach zu viel Kaffee die Blase drückte dann habe ich ihn besucht – diesen Lokusmann vom Kranzler. Ich stelle mich nicht gern in eine Reihe mit anderen Herren, die auch die Blase

drückt. Ich geh' lieber da rein, wo ich die Tür hinter mir zumachen kann. Auch wenn ich eigentlich nur für „kleine Jungs“ will. Woher soll der Lokusmann wissen, daß ich auf „große Jungs“ gehe aber nur für „kleine Jungs“ muß? Wenn ich da wieder rauskomme dann rast er sofort rein. Mit einem schneeweißen Plüschlappen und scheuert die Lokusbrille wie nur ein Lokusmann Lokusbrillen scheuern kann. So richtig blank. Dunkelbraunes Teakholz. War nicht notwendig das Polieren, hatte die Brille ja vorher hochgemacht. Das konnte er ja nicht wissen – und es ihm sagen: Das wäre nicht fein gewesen im Kranzler. Außerdem: Wer will einen vom Polieren lebenden Lokusmann schon um seinen Job bringen? Beim Händewaschen da lächelte er mich immer an. Denn der Lokusmann – der wußte: Immer wenn er mir die Tür aufhält – und das machte er bei jedem – oder sagen wir – bei fast jedem dieser Lokusmann wußte genau: Ich drücke ihm exakt beim Türöffnen 5 Mark in die Hand. Nicht weil ich in diesen Lokusmann vernarrt war. Das war ich nicht. Wer ist schon vernarrt in einen Lokusmann – selbst wenn er weiß, daß in der Welt ohne Lokusmann manch einer von uns trüber durch die Brille sähe? Nein, das war nicht der Grund für die 5 Mark. Ein anderes Motiv gab es für mich. Nach den 5 Mark da **riß** der Lokusmann die Tür auf, die ins Café führt. Ja – er **riß** sie förmlich auf, ... dann sagte er immer ganz laut: „Danke, **beehren** Sie uns wieder, **mein Herr**“. Laut und deutlich vom Lokusmann. „**Beehren** Sie uns wieder. **Mein Herr.**“ So – als hätte ich im Edelkaufhaus „KdW“ Großeinkauf gemacht obwohl ich wirklich nur einmal „für kleine Jungs“ war. Wer läßt sich so etwas nicht gern sagen? Von einem Lokusmann aus einer vergangenen Zeit damals, als es noch das „richtige“ Kranzler gab. Vorbei. Verdrängt von einer „Kette“. Bringt sicherlich mehr die „Kette“. Schade. Es war so schön im alten Kranzler. Nicht nur wegen des Lokusmanns. Ich mag keine „Ketten“. Und schade: Ich kann das Kranzler nie wieder „**beehren**“.

Komm, wir spielen „Leute ärgern“

Kennen Sie das aus den „fünfziger Jahren“? – „Leute ärgern“ nannten wir Kinder es: „Leute ärgern“, ... und das Spiel war schön. Ein ganz normales Spiel in den Fünfzigern. Es gab ja nicht viel zu spielen. Ich meine: Computer oder so. Spielen in Trümmerhäusern – das war (logisch) interessanter als langweiliges Computer-Spielen. In den großen Ferien beriet ich stundenlang mit Manni Guse, meinem besten Freund aus der Steinstraße in Kiel. Uns fiel immer etwas ein beim „Leute ärgern“. Besser nicht ausmalen auf diesen Seiten. Bedenklich wenn dieses „Leute ärgern“ auch dann noch Spaß bringt, wenn das „Leute-ärgern-Kind“ längst kein Kind mehr ist und „vernünftig“ geworden sein müßte. Zu dieser etwas – darf ich so sagen? – zu dieser etwas bekloppten Sorte von Menschen zähle ich trotz fast voller 6 Lebensjahrzehnte. „Leute ärgern“, ... das bringt mir noch heute Spaß. Aber warum ich ausgerechnet in Togo – der ehemaligen deutschen Kolonie in Afrika – auf’s Leute-ärgern-Spiel kam das weiß ich heute wirklich nicht mehr. Ich hätte mich besser benehmen sollen. Schließlich war ich nicht allein. Alfons Goppel war noch da. Der war immerhin mal Ministerpräsident in Bayern – und Präsident vom Bayerischen Roten Kreuz das war er auch. Um die 40 Lenze auf meinem Buckel und den stolzen Titel „Chefreporter der HÖRZU“ – zuständig für Politik und Wirtschaft. Wer hatte mir auch diese verdammten Quietsch-Puppen in den Koffer gelegt? Auch Kermit – den Fernseh-frosch mit der Frosch-Quake-Stimme. Kermit als Kasper-puppe – in Kermits Bauch ein Ballon, auf den gedrückt werden muß. Dann schreit Kermit laut – wie ein Frosch lauter nicht schreien kann, und aus seinem Mund schnellt eine lange rote Zunge mit feinem Wasserstrahl. „Ausprobieren“, dachte ich mir, „ganz einfach ausprobieren.“ Maggy hieß das Zimmermädchen – vielleicht nicht



wirklich Maggy – aber der Name Maggy, der paßte zu ihr – und ich nannte sie so. Kermit der Frosch hinter meinem Rücken – die Hand in Kermits Bauch auf dem Ballon, mit dem das Unheil seinen Lauf nahm. Ein Schrei, als ich Maggy den züngelnden und brüllenden Kermit mit feinem Wasserstrahl vor's Gesicht hielt, ... und Maggy sauste wie ein schwarzer Blitz über den langen Flur ich mit Kermit hinterher. Der Flur war lang – und rund, ging immer im Kreis in dem viel zu großen Hotel, in dem fast nie Gäste wohnen. Da in Lomé, der Hauptstadt Togos. Eyadema hatte es gebaut. Der jetzt nicht mehr lebende Staatspräsident von Togo – der, der auch zur Beerdigung von Strauß nach München kam, weil die beiden gemeinsam Bier getrunken hatten. Ein Hotel – extra gebaut für eine einzige Konferenz. Für die „Konferenz afrikanischer Staaten“. Als die Konferenz nach einer Woche beendet war – da stand das Hotel leer. Bis heute steht es leer, dieses Hotel, und da sauste ich mit meinem brüllenden Kermit hinter Maggy her. Drei volle Runden Maggy raste um ihr Leben. Dann gab ich's auf. Am nächsten Tag machte ich es wieder gut bei Maggy, schenkte ihr 20 Mark und sie durfte Kermit streicheln. Nicht, daß sie das gerne machte – das mit dem Streicheln. Nein – nur mit ganz spitzen Fingern versuchte sie es – auch erst, als ich ihr hoch und heilig versprochen hatte, daß Kermit nicht brüllt, daß Kermit seine Zunge in seinem klebrigen Froschmaul behält und daß Kermit kein Wasser spuckt.

Ich hätte es dabei belassen sollen – das nicht so nette Spiel mit dem Frosch Kermit und der Maggy. Aber wenn schon „Leute ärgern“ dann auch richtig „Leute ärgern“ – und Frosch Kermit begleitete mich auf den Obst- und Gemüsemarkt von Lomé. Zusammen mit HÖRZU-Fotograf Uwe Hempen mitsamt all seinen schweren Kameras von NIKON.

Was für eine Matrone von Obst- und Gemüsefrau hinter einem kunstvoll aufgerichteten Stand aus Bambusstangen. Da saß die dicke, schwarze Mama vor ihren afrikani-

schen Kostbarkeiten: Melonen, Ananas, Bananen beste Früchte, die ein deutsches Herz nur heiß begehren kann. Die dicke Togo-Mama ein Minimum von 2 Zentnern Gewicht. „Du lieber Himmel – dieser Busen“, sagte ich, wohl mehr schauernd als bewundernd, und Uwe Hempen meinte: „Als Motiv für mich top“ schoß los mit seiner NIKON – war noch nicht ganz fertig da holte ich ihn raus den Kermit aus meiner Tasche. Hinter Uwes Rücken. Das war nicht fein von mir. Draufgedrückt hab ich auf den Ballon in Kermits Bauch. Kermits Zunge schnellte raus. Kermit brüllte. Kermit spuckte Wasser. Das spritzte auf den wallenden Atom-Busen der Mama. Die dicke, schwarze Mama brüllte auch, fiel vor Schreck um. Mit ihrem kleinen Stuhl, der vor dem Bambusgerüst mit den vielen kunstvoll aufgeschichteten Kostbarkeiten Afrikas stand. Ein wallendes, gelbes Kleid mit Blumen trug sie. Das habe ich noch in Erinnerung. Ein Kopftuch aus dem gleichen Stoff. Aber nach hinten um kippte sie in dieser schönen Aufmachung rein ins Bambusgerüst und alles krachte über ihr zusammen. Ananas, Bananen, Melonen viele andere Früchte. Aber an die kann ich mich nicht mehr erinnern.

Togo-Mama saß der Schreck in den Knochen. Mir auch. Uwe Hempen auch. Der hatte im Schock vergessen zu fotografieren. Dabei hätte er gerade jetzt kein besseres Motiv gehabt. Eine nach hinten umgekippte, schreiende Togo-Mama dazu das krachende Regal. Doch daran dachten wir wohl beide nicht – in diesem Moment. Denn plötzlich konnten wir laufen. Sehr schnell laufen. In Richtung Hotel. In dieses Hotel kam nicht jeder rein. Nein – das gibt es nicht in afrikanischen Hotels. Was für ein Glück für uns. Denn die dicke Mama stand noch zwei Stunden vor dem Hotel und schimpfte laut. Was – das konnte ich nicht verstehen. Aber den Bambusknüppel in ihrer Hand – den sah ich. Der war für mich bestimmt. Als erwachsener Mann sollte Schluß damit sein – Schluß mit dem Spiel „Leute ärgern“. Sollte

Im Fahrstuhl – und die Frage: Hat Schegi wirklich gerülpst?

Seltsam – wie Menschen sich im Fahrstuhl verhalten. Zum Beispiel so ein Fahrstuhl für 8 Personen. Vier sind schon drin, kommen von oben. Sie steigen ein sagen wir in der neunten, wollen ins Erdgeschoß, nuscheln kurz „Guten Morgen“ – oder „Moin“, vielleicht auch „Grüß Gott“. Die ganz Lässigen „Hallo“. Sagen oft auch gar nichts. Gibt's. Das befreit die anderen schon im Fahrstuhl stehenden Vier vor einer Antwort vielleicht ungefähr so: „Danke, wünsche ich ebenfalls“ oder ein ähnliches „Guten Morgen“, ... kann ja auch nur genuschelt oder mit den Lippen angedeutet sein. Sie steigen ein – und sie drehen sich um. Sie drehen sich sofort um. Kurzer Blick auf die Fahrstuhlknöpfe, nuscheln nur: „Erdgeschoß schon gedrückt.“ Dann gaffen sie wie gebannt auf die flimmernde Etagen-Anzeige des Lifts. So – als gäbe es da eine Attraktion zu sehen, statt: „8, 7, 6, 5“. Stop. „Der hält auch in jeder“, ... quäkt der Dicke, Mieter in der Zwölften, der nie grüßt immer nur brummt und meckert. Eine junge Frau steigt ein. 25 – vielleicht 27. Nettes Gesicht. Aber kein Gruß. Steigt ein, dreht sich sofort um sieht auf den Knopf Erdgeschoß und murmelt: „Ach, ist ja schon“, ... dann gafft auch sie auf die flimmernden Fahrstuhlknöpfe. Und auf die Anzeige mit der Personenzahl und dem Gesamtgewicht. Sie ist schlau, nutzt die Zeit, rechnet um: 8 Personen, Gesamtgewicht 600 Kilo. 600 geteilt durch 8: 75 Kilo. Keine 40 Kilo hat sie. Der dicke Brummige so um die 115. „Das ist doch alles Quatsch mit diesen Schildern“, ... denkt das Mädchen „trotz Stempel vom TÜV. Alles Quatsch.“ Zum Beispiel 8 von der Sorte des Dicken. Jeder einzelne mit 115 Kilo. Acht mal 115. Moment 920 Kilo. Aber nur 600 sind erlaubt. „Wie soll das funktionieren?“ fragt sich das Mädchen, tupft an ihren kunstvoll aufgesetzten Augenwimpern, sinniert zufrieden „Hätten alle mein Gewicht



und meine Figur, wäre Platz für 15 oder mehr“, sieht glücklich zum Spiegel. Aber den verdeckt der Dicke. Der Fahrstuhl hält in der zweiten. „Zum Kotzen“, ... ekelt der Dicke – „Ich sag’s ja. Der hält überall.“ Eine ältere Dame mit Gehstock steigt ein. Eine vornehme Dame – sie sagt laut und deutlich „Guten Morgen“, denn es ist noch keine 10, und sie grüßen alle zurück, die anderen Fahrgäste, antworten mit: „Guten Morgen“, um dann wieder ihre Schuhspitzen zu betrachten oder das Schild mit den flimmernden Etagen. Nur der Dicke – das hätte ich fast nicht erwähnt – der hat nicht richtig begrüßt, nur so vor sich hingebraubelt: „Mh“ – oder auch „Mh, mh“, aber immerhin. Dann sofort wieder Blick auf die Schuhspitzen und die Dame mit Stock dreht sich um, sieht auf den Knopf Erdgeschoß flötet: „Ach, der ist ja schon“, dreht sich im Kreis und wieder zur Tür wie all die anderen, 2, 1, E. Das große „E“ steht für Erdgeschoß – oder besser – Endlich. Aussteigen befreit. Schluß mit der Fußspitzen-Gafferei, Schluß mit dem Zur-Fahrstuhl-Tür-Drehen, Schluß mit dem verrückten Schild vom TÜV mit Personenzahl und Gewichtsangabe, und ich mieser Knopf, ich hab’ solche Gedanken im Kopf: Was ist zum Beispiel, wenn einer im Fahrstuhl – einer genügt, um den ganzen Fahrstuhlladen durcheinanderzuwirbeln – wenn nur einer sagen wir so: Wenn nur einer im Fahrstuhl rülpst? Ein Skandal. Alle Augenpaare würden sich von den Fußspitzen, dem TÜV-Schild und dem flimmernden Etagen-Anzeiger in Richtung „Ekelpaket“ drehen. Selbst wenn es nur ein kleiner Junge wäre. Kleine Jungs rülpfen gut. Vor allem nach Cola. Da gibt es richtige Wettbewerbe im Rülpfen. Natürlich nur unter kleinen Jungs. Einer fällt mir ein. Meine liebe Freundin Schegi zum Beispiel – die hat einen Sohn. Michael. Der war auch mal klein. Und in einer Fußballmannschaft. Die fuhr im Bus zum Training. Auf der Busfahrt war Wett-Rülpfen angesagt. Gewinner, wer am lautesten und ekelhaftesten rülpfen kann. Schegis Sohn war gut. Aber der Beste – das war er nicht. Drei

andere Jungs, die konnten es noch besser als er, und der Busfahrer sagte: „Hört endlich auf, ihr Schweine.“ Er sagte wirklich „Schweine“, obwohl kleine Jungs mit 8 oder 9 ja bestenfalls Ferkel sind und keine Schweine. Weil es Schegis Sohn ärgerte, daß ausgerechnet der blöde Hubert Mertenbach Rülps-Sieger wurde....., ausgerechnet der, den er sowieso nicht leiden konnte, da sagte er so ganz einfach: „Das ist doch gar nix. Meine Mudder, die kann viel besser rülpsen als Du“, und der Busfahrer staunte. Das mit der „Mudder“, das hatte Schegis Michael natürlich nur so dahingesagt, behauptete Schegi später. Denn Schegi ist eine Dame – und Chefsekretärin eines großen, eines sehr großen Zeitungsverlages. Nein – das darf nicht sein – Schegi hat mit ihrem Sohn Michael bestimmt kein Wett-Rülpsen gemacht, auch wenn der Bengel es behauptet. Oder vielleicht doch? Ist auch egal. War ja nur so ein Gedanken-Ausflug wegen des Fahrstuhls, den ich, zumindest in Gedanken, durcheinanderwirbeln wollte.

Dann traf ich Reinhard J. Heermann. Ein großer stattlicher Herr. Hoteldirektor. Der war überall Hoteldirektor. Sogar im „Kempi“ am Kudamm in Berlin. Wie ich: Jahrgang 1947. Jetzt ist er „General-Manager“ im feinen DUSIT-THANI-Hotel Bangkok. Die haben vier schöne Fahrstühle Knöpfe bis zur Etage 25. Nur Knopf 13 fehlt. In allen Hotelfahrstühlen fehlt der Knopf 13 sagt Reinhard J. Heermann. Beim Tee in der „Lobby“ des DUSIT THANI, in die er mich einlud – in dieser Lobby erzählte er mir eine komische Geschichte über einen Hotel-Lehrgang in Los Angeles. „Gruppenverhalten“ nannte sich der. Ein Fahrstuhl-Beispiel wurde in diesem Kursus durchgesprochen. Das Verhalten von Menschen im Fahrstuhl. Alles so, wie ich es schon kannte und jeden Tag neu erlebe, wenn ich in den Fahrstuhl steige und mich über die anderen wundere, die mich nicht grüßen oder auf die Fußspitzen gaffen, obwohl ich immer grüße.

Die Attraktion dieses Kurses über „Gruppenverhalten von Menschen im Fahrstuhl“ das war das, was ich

mir auch schon gedacht hatte: Steigen Sie einmal in einen Fahrstuhl ein und drehen Sie sich nicht gleich in Richtung Fahrstuhltür. Bleiben Sie einfach stehen und glotzen Sie in den Fahrstuhl rein, „falsche“ Richtung lächeln Sie dabei, und sehen Sie jedem ins Gesicht. Sie werden überrascht sein: Das schockt noch mehr als Rülpsen.

Und das sei am Rande auch noch erwähnt: In stiller Stunde hat Schegi es mir gebeichtet: Ja – als ihr Sohn 8 war da hat sie einmal (aber wirklich nur einmal) mit ihm Wett-Rülpsen gemacht, „weil er es wollte“, sagt sie entschuldigend, „denn eigentlich mag ich keine Cola und Rülpsen schon gar nicht. Ordinär ist das. So einfach Rülpsen. Dann noch im Fahrstuhl“

Schämen sollte ich mich – so etwas zu schreiben. Und ich hab' es doch getan. Schließlich heißt mein Buch – ich meine das, das Sie grad lesen „**Was ungeschrieben blieb**“. Da muß doch Wort gehalten werden. Oder?

Weißer Blumen sind Trauerblumen und die Hüthen auf den Hyazinthen

Warum gab es nur diese Hüthen auf den Hyazinthen-Zwiebeln und warum sind sie so ganz und gar aus der Mode gekommen – die Hüthen aus glänzendem Papier mit Muster drauf? Wie die Hüthen von Zwergen sahen sie aus oder die von Zauberern. Zauberer-Hüthen in Kleinformat. Spitz zulaufend gold-, silber-, blau- oder rot-glänzend. Mir gefielen die silbernen und die blauen am besten. Sahen schön aus, wenn sie da nebeneinander auf der Fensterbank standen. Auf den Hyazinthen-Zwiebeln. Die Hyazinthen-Zwiebeln im tönerne Blumentopf mit Wasser-Ablauf unten. Manchmal auch auf einem Glas. Ein Glas mit Kuppel oben. Da lag die Hyazinthe drin – da drauf der Hut. Der bunt-glänzende. Ich kaufte mir als Kind immer drei Hyazinthen-



Zwiebeln. In der Tüte gab's die. Beim KONSUM. Eine Mark für drei Zwiebeln.

Dann pflanzte ich sie ein, die drei. Links immer die blaue, in der Mitte weiß und rechts rosa. Das gefiel mir. Meine Mutter war gegen weiß. „Weiß sind Trauerblumen“, ... sagte sie. Das hatte sie noch aus dem Krieg im Kopf. Sie wohnte in Kiel – nicht weit vom Friedhof entfernt. Da sah sie oft Trauerumzüge. Meistens weiße Blumen. Nein – auch meine weiße Hyazinthe mochte sie nicht. Mir gefiel weiß.

Und dann die Hütchen drauf. Einen blauen für die blaue Hyazinthe, ein rosa Hütchen für die rosa Hyazinthe und einen nein keinen weißen einen silbernen für die weiße Hyazinthe. Denn weiße Hütchen – die gab es nicht. Hätte ja auch langweilig ausgesehen. Aus zwei Gründen stellte ich die Hütchen auf meine Hyazinthen. Im WESER-KURIER hatte gestanden: „Dann entwickeln sich die Blüten besser – und es gibt weniger Blätter.“ Der zweite Grund: Wenn ich die passende Farbe auf die passende Hyazinthe stelle dann kann man sie nicht verwechseln – meine Hyazinthen. Wenn da das verflixte Fenster nicht gewesen wäre. Natürlich muß auch hin und wieder gelüftet werden. Trotz Gärtnerei auf der Fensterbank. Aber beim Lüften zieht es – die Hütchen wehen auf den Boden. Da passiert es, daß vergessen wird, wo die weiße stand, die blaue und die rosafarbene.

Mir ging es immer so. Ich vergaß die Reihenfolge. Egal. Hütchen ist Hütchen – die Natur wird's zeigen. Aber nicht schnell genug das war klar. Deswegen hob ich sie immer wieder hoch diese Hütchen, gaffte neugierig meine Hyazinthen-Zwiebeln an, war übergücklich, wenn die kleine Spitze oben auf der Zwiebel schon wieder ein paar Millimeter gewachsen war. Beim langen Sonntags-Lüften war das silberne Hütchen plötzlich verschwunden. Vielleicht auf die Straße geweht, von einem Zwerg oder Zauberer einkassiert? Ich machte mir da so meine kindlichen Gedanken. Doch das Hütchen blieb verschwunden und ein neues gab es nicht. Also wuchs

die Hyazinthe, die eigentlich eine weiße werden sollte, ohne Hütchen auf. Hob ich die beiden anderen Hütchen hoch dann sah ich, daß alle drei gleichmäßig wuchsen. Die zwei mit und die eine ohne Hütchen. Die ohne Hütchen sah nur ein wenig grüner aus an der Spitze. Nach einigen Wochen konnte die Pracht jeder bewundern. Unter dem rosa Hütchen war eine blaue Hyazinthe gekommen. Unter dem blauen Hütchen kam eine knallrote, nicht rosa. Und die weiße – oder die eigentlich weiß sein sollte – die war rosa. Rosa – nicht weiß. „Gut so“, ... sagte meine Mutter, ... „was willst du auch mit Trauerblumen?“ Aber so ist das wohl bei den meisten alten Leuten: Weiße Blumen sind eben Trauerblumen. Finde ich aber nicht.

Und was im WESER-KURIER stand – das glaubte ich auch nicht mehr. Denn alle drei Hyazinthen waren gleich gewachsen. Die mit und die ohne Hütchen.

„Kleine Mädchen“ und Schuhe kaufen

Zugegeben: Ich habe einen Schuh-Tick. Nicht, wie Sie glauben. Ich trage Schuhe so lange, bis meine Mitarbeiter mich freundlich-mitleidig fragen, ob sie vielleicht aus einem Rot-Kreuz-Schuh-Container ein „neues“ Paar für mich angeln sollen. Je älter die Schuhe, desto bequemer find ich sie, kann mich schlecht davon trennen.

Mein Schuh-Tick ist anderer Art. Oft habe ich in Hamburg Besuch von Menschen aus ärmeren Ländern. An der Spitze – Besuch aus Lettland. Immer wenn der Besuch kommt, dann spielt es sich nach diesem Zeremoniell ab: Ich sehe mir die Schuhe meines Besuchs an fast immer bin ich mir sicher: Das wichtigste sind solide Schuhe und die werden erst einmal gekauft. SALAMANDER ist mein erklärtes Schuh-Lieblings-Geschäft. War es schon als Kind. Da gab es immer diese kostenlo-

sen, kleinen Abenteuer-Heftchen mit dem schwarz-gelb gestreiften Molch „Lurchi“, für die wir in den „Fünfigern“ vor SALAMANDER Schlange standen.

Die Straßen in Lettland sind schlecht und schmutzig. Meistens. Leichte Modeschuhe nein, die passen nicht. Schuhkauf. Ohne Probleme bei Männern und solchen, die es noch werden wollen. Ich sage der Verkäuferin bei SALAMANDER am Hamburger Jungfernstieg, die mich seit Jahren kennt und bedient: „Wie immer. Die Schuhe müssen bequem sein, solide Qualität, obendrein noch schön“, ... und finde, das ist nicht zu viel verlangt: Bequem, solide, schön.

Ich hab' nach dem Sturz der Kommunisten in Lettland lettischen Parlaments-Abgeordneten neue Schuhe bei SALAMANDER verpaßt – Ministern, Waisenknaben, Dutzenden von Neffen und Großneffen immer wieder dabei festgestellt: Schuhe für Männer das ist problemlos.

Dann kamen Anna und Baiba zu Besuch. Meine zwei Großnichten aus Lettland. Zu Besuch in Hamburg. Goethe-Institut, Deutsch-Kursus. Wie immer: Erst Schuhe. Solide, bequem, schön. Baiba war 20, Anna 18. Gute Schuhe in Lettland sind selten – und wenn es welche gibt, dann sind sie unanständig teuer. Nicht zu bezahlen. Ich war sicher: Das geht schnell – die Sache mit den Schuhen für Anna und Baiba. Solide, bequem, schön. Mit „schön“ da fing es schon an. Trauriges Schuhangebot in Lettland aber SALAMANDER Überfluß an schönen Schuhen. „Das wird schnell gehen“, ... dachte ich auch noch nach der achten Schuhanprobe bei Anna und Baiba, die mich nur mitleidig betrachteten, wenn ich das erneute Paar mit dem Satz kommentierte: „Schön sehen die aus. Passen sie auch?“

Etwa nach dem 25zigsten (!) Paar Schuhe entschied sich Anna für ein Paar hellbraune. Slipper. „Schick“, ... fand ich. Baiba, die auf eigene Faust durch SALAMANDER gepircht war, kam mit selbst-herausgesuchten Schuhen an: Hellbraun. Auch Slipper. „Nein – das geht



nicht“, ... protestierte Anna und stellte ihre Slipper wieder ins Regal Stunden inzwischen vergangen und für mich die nicht zu lösende Frage: „Wie ist es möglich, keinen passenden Schuh zu finden? Bei dem Angebot – und bei dem, was in lettischen Schuhgeschäften in den Regalen steht.“ Die Verkäuferin blieb ruhig beruhigte mich: „Normal bei jungen Mädchen und Frauen. Das kennen wir.“ Ich kannte es nicht, hatte nie zuvor für „kleine Mädchen“ Schuhe gekauft. Wieder verging eine gute halbe Stunde. Mindestens 10 weitere Anproben. Slipper, mit Schnalle, ohne Schnalle, die Farbpalette rauf und runter. Von rosa bis himmelblau. Hoher Hacken, flacher Absatz, nur mit leichtem Riemen über den Spann nein: Soll aussehen wie ein englischer College-Schuh was immer das auch sein mag ich hatte die Schnauze voll. Gestrichen voll.

Meine geduldige Verkäuferin machte ein erschrecktes Gesicht, als ich das für die Schuhe vorgesehene Geld auf das Regal mit der Aufschrift knallte: Modische Sommer-Italiener und hoher Hacken.

Ich knallte das Geld einfach auf das Italiener-Regal, schimpfte vor mich her: „Kauft euren Mist allein. Ohne mich.“ Dann ging ich ins Mövenpick im Hamburger Hansa-Viertel und genehmigte mir einen Schoko-Amaretto „mit viel Mandelsplittern obendrauf“. Zum Schuh-einkauf bei SALAMANDER am Jungfernstieg geh' ich nie wieder. Jedenfalls nicht mit Baiba, Anna oder anderen „kleinen Mädchen“.

Da bleiben nur noch ganze drei Minuten

Schnell so dahergeplappert: „Kinder, wie die Zeit vergeht.“ Aber stimmt das wirklich? Ich weiß – verrückt, was ich jetzt sage trotzdem sage ich es – und folgen Sie mir auf einem kurzen Ausflug, der „nur“ drei Minuten dauert. Nur ganze drei Minuten: Sie wissen das Leben geht vorbei. Aber „der da oben“ erfüllt einen letzten Wunsch und genehmigt: Ich gebe Dir noch drei Minuten Zeit. In diesen drei Minuten kannst Du alles sagen, was Du noch sagen möchtest. Aber nur zu den Menschen, die es verdient haben.

Ich hab' es oft gehört: In den letzten Minuten werden die Menschen gerecht – sagen Dinge, die sie im fast abgeschlossenen langen Leben nie gesagt haben. „Kinder, wie die Zeit vergeht.“ Und dann bleiben noch drei Minuten. Sehen Sie zunächst einmal auf Ihre Uhr. Auf eine Uhr mit Sekundenanzeiger. Setzen Sie sich ruhig in einen bequemen Sessel – wirklich nur auf die Uhr sehen. Nichts anderes machen. Sie werden staunen. „Nur“ drei Minuten – das kann eine „Ewigkeit“ sein. Oder sagen wir es treffender: Auch in drei Minuten können wir uns noch anständig auf die Ewigkeit vorbereiten. In der kleinen katholischen Bergkirche in Grainau – am Fuße der Zugspitze – da hab ich sie im Schriftenstand entdeckt: Diese kleine Broschüre über „die letzten Worte großer Männer“. Hitler fehlte. Stalin hab' ich gefunden – und Lenin. Auch Nietzsche. Den Gottesleugner, den Gottesspötter und Atheisten. Seltsam. Die letzten Worte dieser „großen“ Männer waren **ausnahmslos** ganz und gar anders als ihr zurückliegendes Leben. Aber darauf will ich jetzt nicht hinaus. Ihnen ganz persönlich will ich die Frage stellen: Was würden sie sagen, wenn „der da oben“ Ihnen noch drei Minuten Zeit dafür geben würde?

Ich hab' es für mich – für mich ganz allein – überlegt und bin zu folgendem Ergebnis gekommen:

- ① Ich würde mich bei dem Menschen bedanken, der mir im Leben am dichtesten war. Es ist ja oft so: Wir kommen im Leben hoch – aber wären nie hoch gekommen, wenn es da nicht einen Menschen gegeben hätte, der bescheiden in der zweiten Reihe verharrte. Doch dieser Mensch gab Kraft, gab das Vertrauen, immer für dich da zu sein – gab die Zuversicht: Ich werde immer an Deiner Seite bleiben, auch wenn alle nur über Dich sprechen und meinen Einsatz für Deinen Erfolg vergessen und nur selten erwähnen. Für diese Liebe und all das andere würde ich in den verbleibenden drei Minuten „danke“ sagen.
- ② Ich würde unserem Herrgott für das wunderbare Leben danken, daß er mir geschenkt hatte das ganze Leben einer langen und abenteuerlichen Achterbahnfahrt. Mal rauf, mal runter.
- ③ Ich würde „den da oben“ bitten: Verzeih mir all das, was ich falsch gemacht habe. Verzeih mir, daß ich die von DIR gegebene Zeit nicht immer richtig genutzt habe und deswegen nur allzu oft an den Satz dachte: „Kinder, wie die Zeit vergeht.“ Nein – sie ist nicht schnell vergangen. Ich habe nur zu viel von dieser kostbaren Zeit für überflüssige Dinge vertan.
- ④ Menschen, die ich bewußt und absichtlich verletzt habe, obwohl sie es nicht verdient hatten bei denen würde ich mich entschuldigen.
- ⑤ Ganz zum Schluß – zum wichtigen Schluß da würde ich noch bitten: „Und trotz all meiner Fehler. Nimm mich bei DIR auf, und laß mich durch die Menschen in Empfang nehmen, die vor mir gegangen sind und die mir viel bedeutet haben im Leben.“

Drei Minuten können unendlich lang sein. Versuchen Sie es. Jetzt gleich. Sie schieben es sonst nur auf und sagen dann „Kinder – wie die Zeit vergeht“. Aber das stimmt nicht.

3 MINUTEN



3 MINUTEN

3 MINUTEN

3 MINUTEN



Der schicke weiße Anzug

Sie sehen so schön aus – diese schneeweißen, schmucken Anzüge am Hof des thailändischen Königs Bhumibol in Bangkok. Nicht nur da – auch in den Wandelhallen der edlen Hotels in Thailand und Indonesien begegneten sie mir immer wieder: Schneeweiße Anzüge mit kleinen Knöpfen in dezent-goldenem Ton. Sieht schick aus auf dunkler Haut. Ich war jung, in Thailand, schlank – fand mich auch schön wenn auch nur weiße statt dunkle Haut – aber die Idee im Kopf: Einmal so einen schicken, weißen Anzug. Goldene Knöpfe nein, vielleicht ein wenig „zu dick aufgetragen“. Schwarze Knöpfe. Die genügen ja auch. Ich kaufte mir im Traditions-Seidenhaus JIM THOMPSON in Bangkok feinen Seidenstoff für meinen weißen Anzug, und bald war erste Anprobe. „Wunderschön“ fand ich mich vor dem Spiegel einfach unwiderstehlich wunderschön. Soll mir keiner kommen und sagen, daß junge Männer weniger eitel sind als junge Frauen. Stimmt nicht. Sie tun nur so, als seien sie es nicht gaffen aber nicht weniger selbstverliebt in jeden erreichbaren Spiegel als Mädchen. Ich war keinen Deut besser konnte die zweite Anprobe kaum erwarten. Den ersten Auftritt mit weißem Anzug und schwarzen Knöpfen bereits fest geplant. Empfang bei Prinzessin Sirindhorn. „Kronprinzessin“, ... wie die Thais sagen, weil sie „ihre“ Prinzessin gern als nächste „Regentin“ sehen würden Nachfolgerin des Vaters, den sie nach wie vor verehren wie einen Halbgott.

Bei einer solchen Prinzessin muß man fein sein, ... dachte ich mir als Rechtfertigung. Am Abend vor dem Empfang noch einmal Generalprobe vor meinem Spiegel im Hotelzimmer und um meinen schönen weißen Seidenanzug zogen sich dunkle Wolken. Dunkle Bedenkens-Wolken. Unbestreitbar und schon oft genug gesagt – ein schicker Anzug. Dazu Seide von JIM THOMPSON. Aber weiße Haut. Nicht dunkel. Und nicht Thailand als



Wohnort. Deutschland. Bremen. Und Deutsche sind nun einmal deutsch und keine Thais. Wie wird der weiße Anzug in Deutschland aussehen? In **Bremen**? Was werden Deutsche über einen Deutschen mit weißer Haut im weißen Anzug denken? Seide. Seide von JIM THOMPSON!

Meine Bedenken waren wohl doch stärker als meine Eitelkeit. Aber einfach so trennen – vom weißen Seidenanzug, Marke JIM THOMPSON? Dann meinte der mich begleitende HÖRZU-Fotograf Uwe Hempen „so ganz nebenbei“: „Weißt Du, schön ist er ja – dieser weiße Anzug aus Seide von JIM THOMPSON. Aber morgen beim Empfang da sind auch viele Deutsche und andere Fotografen. Meinst Du nicht?“

Nein – weiteres Sprechen überflüssig. Aber diesen einen Triumph – diesen einen Triumph mit weißem Seidenanzug von JIM THOMPSON den wollte ich mir gönnen. Noch am gleichen Abend zog ich ihn an – den weißen Seidenanzug. Dann bestellte ich mir im DUSIT THANI einen Hotelwagen, fuhr von einem Bangkoker Hotel ins andere. ORIENTAL, Shangri La, PENINSULA vielleicht 10 Hotels dieser Sorte. Vor jedem Hotel stoppte mein Auto. Ich stieg aus, ging langsam – so als würde ich jemanden suchen – durch die jeweilige Hotelhalle und wieder zurück ins wartende Auto. Alle sollten ihn einmal gesehen haben – meinen weißen Seidenanzug mit schwarzen Knöpfen von JIM THOMPSON. Dann fuhr ich ins DUSIT THANI, „mein“ Hotel. „Schade“, meinte ich nur, „schade“, hängte den weißen Seidenanzug mit schwarzen Knöpfen von JIM THOMPSON in den Schrank und holte ihn nie wieder raus Zum Empfang bei der Prinzessin ging ich in Schwarz.

Die alte Frau und das Klavier

Klavierspielen – nur Klavierspielen – das war ihr ganzes Leben. Wenn sie spielte dann schwiegen die Zuhörer ergriffen. So war es mit ihr als Kind, so war es als Musik-Studentin und so war es später mit ihr, als in vielen Ländern gefeierte Pianistin. Klavierspielen ja, das war alles für sie. Sogar das Heiraten vergaß die attraktive, junge Frau über ihren Konzerten, über ihrem Klavier, aus dem längst ein großer, weißer Flügel geworden war.

Das Alter – und erste Anzeichen der Krankheit hatte sie verdrängt, weil nicht wahr sein durfte, was schon optisch zu erkennen war: Arthritis in der linken Hand. Seltsam – nur in der linken Hand. Sie kämpfte dagegen an, sprach mit niemandem darüber. Arzt? Nein. Furcht vor der Diagnose. Schmerzhafte Übungen mit der linken Hand. Ein findiger Chinese, der sich „heilkundig“ nannte, hatte ihr eine hölzerne Maschine gekauft. Hand rein, an einer Kurbel drehen. Hand hin- und herziehen. Wie ein Stück Wäsche in der hölzernen Wäschemangel. Gift für die Knochen. Keine 60 – da war es aus. Heftige Schmerzen in der Hand. Fast bewegungslos. Vorbei mit Konzerten, nur noch zaghafte Versuche mit der rechten Hand. Aber Klavierspielen nur mit einer Hand – für eine Pianistin? Irgendwann konnte sie es selber nicht mehr ertragen. Der Deckel des Flügels blieb verschlossen. Aber trennen davon das konnte sie sich nicht. Altenheim. Der Flügel kam mit.

Ein Zimmermädchen sah, wie die grau gewordene Dame manchmal zärtlich mit der rechten Hand über den Flügel strich, Tränen in den Augen hatte, tief seufzte, und leise sagte: „Ja, ja“ ein unendlich traurig klingendes „Ja, ja“. Dann Schweigen das Zimmermädchen schwieg auch.

Fünf volle Jahre schwieg das Zimmermädchen. Nach fünf Jahren sagte sie der alten Dame: „Wir sollten es

gemeinsam versuchen“....., öffnete den Deckel des Flügels schob einen zweiten Stuhl vor die Tasten, forderte die Pianistin auf: „Bitte, setzen Sie sich. Nur einmal. Machen Sie es für mich“....., und dann spielte das Zimmermädchen Mozarts „Kleine Nachtmusik“. Mit der linken Hand. Nur mit einer Hand. Mit der linken Hand sagte der alten Dame: „Jetzt versuchen Sie es mit rechts.“ Die alte Dame versuchte es. Mit rechts – mit der immer noch gesunden Hand. Das Zimmermädchen mit links. Die Nachbarn der alten Dame staunten, hörten nach all den Jahren plötzlich wieder wunderbare Töne aus dem Zimmer der alten Dame. Am Wochenende gaben Zimmermädchen und alte Dame ein gemeinsames Konzert im Altenheim. Zimmermädchen mit linker Hand, alte Dame mit rechter Hand.

Das thailändische Fernsehen übertrug das Konzert im ersten Programm. Ich hab' es in Bangkok gehört und gesehen – und die Sendung hieß „Du kannst es schaffen“. Anfang Mai 2006 habe ich das Zimmermädchen und die alte Dame besucht, die ganze Geschichte erfahren. Die ist schnell erzählt. Das Zimmermädchen hatte aus Mitleid mit der alten Dame fünf lange Jahre jeden Abend nach Dienstscluß zwei Stunden Klavierunterricht genommen. Nur einmal in ihrem Leben wollte das Zimmermädchen einen Menschen „so richtig glücklich“ machen. Schön, wenn jeder von uns im Leben „nur“ einen Menschen glücklich machen könnte. Die Welt sähe besser aus. Schon mal versucht?

Wenn Sie auch einmal in Verzweiflung den Deckel des Flügels schließen wollen – nicht so schnell. „Du kannst es schaffen“.....so heißt die Sendung im thailändischen Fernsehen. Wäre eine schöne Sendung auch für Deutschland.



Im Chez Nous – da brennt noch Licht

Nicht, daß ich einen „schlimmen Verdacht“ von mir abwenden will, aber diesmal kam die Idee von Gerhard Löwenthal, dem alten Journalisten-Schlachtroß des ZDF. Im Laufe der Jahrzehnte vom Nachkriegs-Linken zum „Ultra-Konservativen“ gewandelt und in der Vierer-Haßliste aller 68er: 1. Franz Josef Strauß, 2. Axel Springer, 3. Alfred Dregger, 4. Gerhard Löwenthal. Keiner – Strauß ausgenommen – konnte die revoltierende Linke besser reizen als er. Nicht nur in seinem später von Kohl auf halbe Sendezeit kastrierten ZDF-Magazin. Bei öffentlichen Auftritten lief „Löwi“, wie ich ihn nannte, zu Hochform auf. Dutzende von Kundgebungen bestritten wir gemeinsam – ich als Organisator – er, das von den Rechten ersehnte und von den Linken tief gehaßte „Zirkuspferd auf dem Trapez“. Wie brillant spielte dieser Mann seine Rolle „Ihr bestreitet alles – außer Euren eigenen Lebensunterhalt“, knallte er den geifernden, tobenden und Trillerpfeifen-randalierenden Linken entgegen, wenn sie seine Rede mit Krawall übertönen wollten, was nie gelang. Löwis Stimme war stärker – die von mir ausgewählten und von Muskelpaketen bewachten Mikrophone und Lautsprecherboxen sowieso. Bis zu drei Veranstaltungen pro Tag stellten wir gemeinsam auf die Beine, und „Löwi“ zog immer. Selbst in Nachmittags-Veranstaltungen kamen in der finstersten Provinz 300 bis 400 Zuhörer zusammen, die den „rechten Paradiesvogel“ des ZDF einmal „live“ erleben wollten.

Löwi jonglierte mit Worten besser als Rastrelli mit seinen Reifen oder bunten Bällen. Löwi war ein Meister der Sprache und ein Meister der Provokation. Von Honecker bis Weizsäcker über Strauß und Karl Carstens Löwi wurde geliebt oder gehaßt. Einen Mittelweg gab es nicht. Weder für ihn, noch für seine Gegner oder Anhänger. Egal. Löwi war das Paradebeispiel der „Polarisierung



mit Worten“....., ich verehrte ihn. Wirklich „ausrasten“ konnte er nur, wenn sie ihn als „Nazi“ beschimpften. Dann fielen bei ihm die Klappen – nicht gespielt – sondern echt und knallhart runter. Peng. Und er wurde bitterböse. „Ich bin Jude“, sagte er verletzt, scharf, „ein großer Teil meiner Familie ist im KZ umgekommen. Ich lasse mir von Euch roten Rotzlöffeln nicht das Etikett Nazi umhängen“ Dann schwiegen für einen Moment sogar die tobenden und schreienden Linken. In Berlin – nach zwei öffentlichen Auftritten – spät am Abend in Berlin, in einer miesen, aber von Löwi geliebten Schweinshaxen-Kneipe – da kam ihm plötzlich die Idee: „Komm Siegerist. Wir gehen ins Chez Nous.“ Was wußte ich vom Chez Nous? Löwi wußte und kannte in „seinem“ Berlin alles. Natürlich auch das Transvestiten-Kabarett Chez Nous und im Taxi summte er – ein wenig zu viel Bier konsumiert den alten Schlager der Zwanziger „Im Chez Nous – da brennt noch Licht“. Und es brannte noch Licht. Morgens um 2. Rot, abgedunkelt.

Im gnädigen, fältchen- und-andere-Dinge-verdeckenden Rotlicht tänzelten sie auf der Bühne. Asiatische und brasilianische Transvestiten, Berliner „Transis“, und Löwi paffte genüßlich an seiner dicken Zigarre. Ausgerechnet Löwenthal bei den „Damen“, die eigentlich „Herren“ sind. Paßte so ganz und gar nicht in das Bild. Nicht in das Bild seiner Gegner. Nicht in das Bild seiner Anhänger. Mir gefiel es. Und die „Transis“ auf der Bühne liefen zur Hochform auf, weil der Chef ihnen zugepustet hatte: „Der bekannteste deutsche Journalist ist zu Besuch. Vielleicht bringt er euch sogar ins Fernsehen.“ Nein – bei Löwi war vieles vorstellbar. Aber eine Transvestiten-Show im ZDF-Magazin das wär nun doch zu weit gegangen und der ununterbrochen Zigarren-paffende Löwi amüsierte sich köstlich. Ein „Transi“ hatte es mir besonders angetan. Mehr aus Mitleid als aus Bewunderung. Denn er war potthäblich, sah aus wie eine miese, alte Hexe diese Rolle spielte er auch. Die Lachnummer. Eine Lachnummer muß sein im Kabarett. Komik, Akrobatik,

Erotik, Lachnummer. Die Mischung in allen Kabaretts ist gleich.

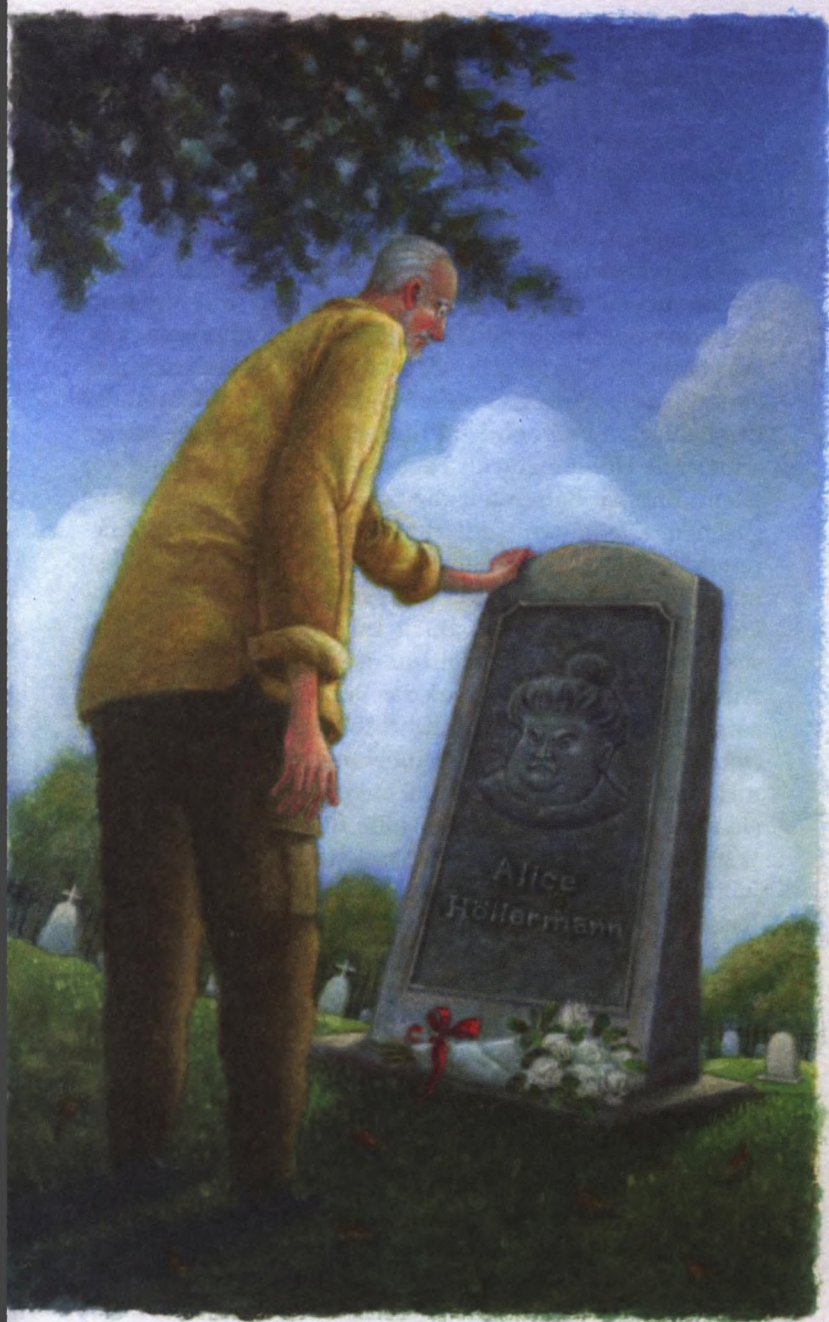
Ich konnte plötzlich nicht mehr lachen. Irgendwie tat er mir leid diese vom Leben doppelt gestrafte und so häßlich aussehende Knochen-Gestalt auf der Bühne des Chez Nous – nachts um 2 Uhr in Berlin. Den Clown spielen und die Hexe nur um überleben zu können. Die Freude am Chez Nous war mir ein wenig vergangen. Hatte er es gemerkt, mein mitleidiges Gesicht gesehen? Ich weiß nicht. Jedenfalls – direkt nach seinem Auftritt kam er zu mir an den Tisch, setzte sich unaufgefordert zwischen Löwi und mich sah uns an, erklärte radebrechend in Deutsch-Thai – was ich aber jetzt korrekt wiederhole: „Weißt Du. Ingenieur bin ich eigentlich. Verheiratet auch. Habe zwei Kinder, spiele hier nur die Hexe. Als Ingenieur in Thailand bin ich zu alt, kann meine Familie nicht ernähren. Hier hab’ ich einen guten Job und verdiene anständig. Die anderen – die sind jung und die sind schön. Aber die sind nicht immer jung und schön. Irgendwann sind sie alt und nicht mehr schön. Dann fliegen sie raus. Mich brauchen sie immer. Keiner ist so häßlich wie ich. Keiner so alt – und keiner so gut. Ich fliege nie raus. Ich hab es gut“, dann tänzelte er – sie? – wieder von dannen. Irgendwann um 4 fuhren wir in unser Hotel. Löwi und ich. Er hatte das Gespräch verfolgt. Ein wenig nachdenklich waren wir beide geworden und Löwi sang auch nicht mehr „Im Chez Nous da brennt noch Licht“.

Bei Höllermann brennt's, und die Alte schielt

Eine Ausnahme in diesem Buch – die folgende Geschichte. Sie gehört nicht in die Kategorie „**Was ungeschrieben blieb**“. Sie wurde geschrieben. In meinem Buch „**Leibchen und Strapse – Kindheit der Fünfziger**“ (siehe auf den Seiten 129 – 131). Tut mir leid, daß sie abgedruckt wurde. Ich habe damit zumindest einen Menschen unnötig verletzt. Dabei hatte ich es so harmlos gemeint, und es fing so lustig an. Lesen Sie selber:

Familie Höllermann war für uns Kinder aus der Finkenau in Bremen-Oslebshausen die Attraktion schlechthin. Papa Höllermann war Plünnhändler. Am Bahndamm hinter unserem Haus, wo wir in den Fünfzigern noch Kohlen von den Zügen klauten – hatte Papa Höllermann Schafe. In einem Schuppen auf dem Hof hielt Papa Höllermann Schweine. Wie viele, das weiß keiner. Zu gern hätten wir Stadtkinder einmal die Schweine gesehen. Ging nicht. Schweinestall blieb für Fremde verschlossen. Da ließen die Höllermanns keinen rein. Hinter dem Haus von Höllermann türmten sich Berge von Altpapier, Schrott und säckeweise Plünn. Ich hab's doch schon erwähnt: Papa Höllermann war „Plünnonkel“, wie wir Kinder in Bremen das nannten. Und viele Kinder hatten die Höllermanns. 13, 14 ich weiß nicht mehr genau.

Aber die Attraktion der Höllermanns schlechthin das war Mama Höllermann. Mama Höllermann war dick. Und Mama Höllermann schielte. Mama Höllermann war so dick wie ein gefüllter Pfannkuchen – und Mama Höllermann schielte so sehr, daß wir als Kinder neidisch dachten: „Wie schön nur einmal so schielen können wie Mama Höllermann.“ Wir verdrehten unsere Augen im Kopf so gut es eben ging. An Mama Höllermann kam keiner von uns ran. Vor den Höllermann-Kindern hatten wir Respekt. Die Höllermann-Kinder waren stark und nicht zimperlich. Wer die Höllermanns ärgerte –



klatsch – der hatte eine weg. Dabei hätte ich den Kleinsten von Höllermann zu gern aufgestachelt, damit er sich nur einmal vor das kleine Höllermann-Reihenhaus stellt, um laut zu brüllen: „Mama, Mama – gaff ´mal zum Fenster raus. Die Kinder glauben nicht, daß du schielst.“ Nein – ich hab es nicht gemacht. Mit Sicherheit hätte ich „einen eingefangen“ von den größeren Höllermanns.

Wenn ich andere Kinder der Finkenau ärgern oder sie nur aufscheuchen wollte, erzählte ich ihnen mit ernstem Gesicht: „Wißt ihr schon? Bei den Höllermann brennt’s.“ Was hätte für Kinder schöner sein können als ein richtiges Feuer – oder besser Großfeuer – bei den Höllermanns? Die lichterloh brennenden Plünn auf dem Hof. Die dicke, schielende Höllermann als Feuerwehr-Frau und vor allem: Endlich hätten wir die Schweine der Höllermanns gesehen. Die hätten sie ja rauslassen müssen. Schweine retten vor den Flammen im Höllermann-Haus. Bei Höllermann brennt’s. Wär schön gewesen. Was Kinder so denken Als mein Buch mit der Höllermann-Geschichte erschien, ging sie rund in der Bremer Finkenau. Auch die Höllermanns lasen das Buch das war nicht so gut. „Ich bin das elfte Kind der Höllermanns“, rief eine empört-traurige Frau bei mir im Büro an. Ich war nicht da. „Meine Mama hat nicht geschielt – und dick war sie auch nicht – und sie war eine fleißige, redliche Frau. Warum hat Herr Siegerist das geschrieben? Meine Mama hat für uns Kinder alles getan.“

Ich war im Ausland, als das elfte Höllermann-Kind im Hamburger Büro anrief. „Ich habe eine Rechtsschutz-Versicherung“, drohte die Anruferin einem Büro-Mitarbeiter. „Das laß ich nicht auf meiner Mama sitzen.“ Journalistisch war alles korrekt, was ich da über die Höllermanns geschrieben hatte. Jedes Wort stimmte, und die arme Tochter kann nicht wissen, daß Prozesse um Bücher von der Journalisten-Brut wegen auflagensteigernder Wirkung mehr gewünscht als befürchtet werden. Aber trotzdem bekam ich ein schlechtes Gewissen. In den Augen der Tochter war Mama Höllermann ein Engel. Für

sie schielte Mama Höllermann nicht, für sie war Mama Höllermann auch nicht dick wie ein gefüllter Pfannkuchen. Das elfte Kind der Höllermanns sah die Mama mit den Augen der Liebe.

Zählt das nicht mehr als ein überflüssiger Journalisten-Spaß auf Kosten anderer?

Ich habe sie angerufen – die „Elfte“ der Höllermanns mich bei ihr entschuldigt und Blumen auf's Grab gelegt. Auf's Grab der dicken Höllermann, die schon lange in einer anderen Welt lebt. Die dicke Höllermann. Aber geschieht hat sie doch.

P.S. In dieser Geschichte habe ich die Namen der Betroffenen verändert.

Die schwarze Mamba und eine weiße Frau

..... mit ein ganz klein wenig Kolonial-Geschichte

Angst vor Schlangen? Nicht so schnell mit „Ja“ oder „Nein“ antworten. Lesen Sie erst diesen Tatsachenbericht, bei dem sich – nach einem kleinen Ausflug in die deutsche Kolonial-Geschichte – „die Nackenhaare hochstellen“.

Kolonien für das kaiserliche Deutschland. Großer Traum von Reichskanzler Otto von Bismarck? Nein – wirklich nicht. Der alte Fuchs war eher dagegen. Wenig Nutzen, viel Ärger. Dieser Gedanke machte ihn lange Zeit immun gegen das Drängen wohlhabender Kaufleute und „großdeutscher“ Politiker, es unter anderem den Briten, Portugiesen, Holländern oder Spaniern gleichzutun, die Kolonien gesammelt hatten wie Perlen für eine sie schmückende Kette.

Ganz anders als Bismarck – der Bremer Kaufmann Franz Adolf Eduard Lüderitz, geboren am 16. Juli 1834. Seit 1881 betrieb er in seiner „Faktorei“ in Lagos, an der Westküste Afrikas, lukrative Handelsgeschäfte.

Das große deutsche Kolonial-Abenteuer begann wohl damit, daß er sich im Alter von 48 Jahren in den 21jährigen jungen Kaufmann Heinrich Vogelsang vernarrte, der (im Gegensatz zum Eisernen Kanzler) wirklich nur diesen einen Traum träumte: Deutsche Kolonien für das große Deutsche Kaiserreich. Und der „alte“, wohlhabende Lüderitz sollte ihm dabei helfen.

Über eine der ersten Besprechungen zwischen den beiden Männern hieß es typisch „bremisch“ in einer Bremer Zeitung: „Eine brütende Hitze lag über Bremen und drang auch hin in das Kontor der Tabakgroßhandlung Lüderitz. ‚Bannig heiß hier bei uns, Herr Vogelsang‘, meinte der Firmenchef und betrachtete prüfend den braungebrannten jungen Mann ihm gegenüber. Vogelsang antwortete: ‚Kann ich nun gar nicht so schlimm finden, Herr Lüderitz, aber das ist ja auch kein Wunder, wenn man frisch aus Afrika kommt. Über das bereits erwähnte Togo wollte ich heute gerade mit Ihnen reden, denn mich läßt der Gedanke nicht mehr los, daß ein solches Land eine gute Kolonie für unser Vaterland sein müßte, denn Deutschland braucht dessen Produkte. In Togo entstand eigentlich mein großer Wunsch betreffs einer deutschen Kolonie“ Bei aller Sympathie für den jungen Vogelsang: Der erfahrene Kaufmann Lüderitz war gegen Togo. Er wußte: Dort, an der afrikanischen Westküste, herrscht ein ungesundes Klima. Dazu Malaria und andere Tropen-Krankheiten.

Tödlich für Europäer.

Lüderitz und Vogelsang trafen sich immer wieder. Dazu holte Lüderitz später auch noch den erfahrenen Bremer Kapitän Timpe und bald bekam das Streben nach einer deutschen Kolonie eine andere Richtung: Südwestafrika. Ganz unten im afrikanischen Zipfel, direkt neben Südafrika. Lüderitz hatte bereits vor 1882 bei Reichskanzler Otto von Bismarck angefragt, ob er für eine an der afrikanischen Westküste zu gründende Niederlassung auf den Schutz des Deutschen Reiches rechnen könne, und die Antwort erhalten, „daß solches vorläufig abgelehnt

werden müsse, daß man abwarte, was sich in der nächsten Zeit ereignen werde“.

Irgendwann hatten die deutschen Kolonial-Freunde und Lüderitz Otto von Bismarck doch umbiegen können.

Ende 1882 kaufte Lüderitz eine 200 Tonnen fassende Brigg, die den Namen „Tilly“ erhielt. Er selber rüstete sie für die lange Fahrt nach „Südwest“ aus. Der junge Vogel-sang reiste währenddessen im Auftrag von Lüderitz mit einem englischen Schiff nach Südafrika ab zur „Vor-Erkundung“ – um im Süden Afrikas an Bord der „Tilly“ zu gehen, die er in eine von ihm erkundete Bucht lotste.

In der „Chronik von Deutsch-Südwest-Afrika von 1883 bis 1915“ berichtet Autor H. E. Lenssen: „Am 12. April 1883 gingen in der Bucht von Angra Pequena unter Vorantritt des 21jährigen Expeditionsführers Heinrich Vogel-sang an Land: Kapitän Timpe, die Herren Francken, Wagner und von Pestalozzi, ferner De Jongh, Lahnstein und die Gebrüder Klisser. Auf einer Anhöhe errichteten die Männer durch Aufstellen des Zeltcs schnell eine Unterkunft. Die erste Nachtwache mit geladenem Gewehr mußte nach Auslosung Herr von Pestalozzi übernehmen.“ Vogelsang sagt im eigenen Bericht: „Am Abend unseres ersten Tages auf südwestafrikanischem Boden ließen wir die Becher kreisen und tranken auf das Wohl unseres Chefs und seiner Firma.“

Es ist schon spannend, wenn der 1954 in „Deutsch-Süd-west“ verstorbene H. E. Lenssen in seinen alten Aufzeichnungen weiter berichtet:

„Während die Schiffsbesatzung und die an Land befindlichen Männer mit dem schwierigen Löschen der Ladung beschäftigt waren, schickte Vogelsang einen am Strande Fischfang treibenden Buschmann nach bestmöglicher Verständigung mit einem Brief an den im Innern wohnenden Hottentotten-Häuptling Josef Frederiks in Bethanien. Er teilte ihm darin die erfolgte Landung mit und seinen Wunsch, dem Häuptling einen Besuch zu machen, damit er ihm den Zweck seines Hierseins erklären könne. Da die deutschen Männer jedoch kein Fortbewegungsmittel

besäßen, bäte Vogelsang, ihm Reittiere und möglichst auch geländekundige Männer zu stellen.

Nach 12 Tagen brachte der Hottentotte Daniel mit einem Begleiter, auf Pferden beritten und Handpferde mit sich führend, die zustimmende Antwort des Häuptlings, der Vogelsang zu einem Besuch einlud.

Am 26. April 1883 ritt der von waghalsigem Wikingergeist beseelte Heinrich Vogelsang mit zwei Männern seiner Expedition, De Jongh und von Pestalozzi, unter Führung der beiden Hottentotten nach Bethanien ab. Sie legten die ungefähr 200 Kilometer lange Wegstrecke durch baum- und buschlose Wüste und trockene Steppe in 5 1/2tägigem Ritt zurück.

Der in Bethanien stationierte Rheinische Missionar Bam war auf einer Reise abwesend. Schon beim ersten Zusammentreffen brachte der mutige Vogelsang beim Häuptling seine Absicht zur Erwerbung von Land zur Sprache. Nach eingehenden Beratungen mit seinen Ältesten und Vorleuten gab der Häuptling am nächsten Tage Vogelsang seine Einwilligung bekannt, die zum Abschluß eines Verkaufsvertrages mit folgendem Inhalt führte:

„Heute, am 1. Mai 1883, hat Josef Frederik, Kapitän von Bethanien, als der gegenwärtige Besitzer des Hafens von Angra Pequena und des umliegenden Landes den genannten Hafen und das angrenzende Land, 5 Meilen (*) nach allen Richtungen, an die Firma F. A. E. Lüderitz in Bremen in Deutschland für den Betrag von einhundert Pfund in Gold und 200 Gewehre mit Zubehör verkauft und abgetreten.“

Mit diesem Landerwerb war der Grundstein für die erste deutsche Kolonie – Deutsch-Südwestafrika – gelegt.“

Trotz aller Widerstände – vor allem aus England – die Deutschen machten aus Deutsch-Südwestafrika (heute Namibia) eine mustergültige Kolonie – was immer von einseitiger und unkundiger Geschichtsschreibung heute auch darüber berichtet werden mag. Mehr und mehr

(*) 5 geographische Meilen, zu je 7,4 km, ca. 37 km

Deutsche gingen nach „Südwest“. Doch nur Männer. Für deutsche Frauen der damaligen Zeit war es „unschicklich“, ins „wilde Afrika“ zu gehen. Aber Frauen ohne Männer? Wie soll das gut gehen? Wilhelm II. signalisierte seinen Deutschen in Deutsch-Südwest: Ich habe nichts dagegen, wenn Ihr Euch schwarze Mädchen als Frauen nehmt.

Wilhelm II. hatte seine Rechnung ohne „deutsche Frauen in Deutschland“ gemacht. Ein Sturm der Empörung unter den aktiven deutschen Frauenvereinen war die Folge seines augen-zwinkernden Hinweises auf schwarze Frauen. Ganze Schiffsladungen **deutscher** und vor allem **heiratswilliger** Frauen setzten sich nun von Deutschland aus in Bewegung. Darunter auch die 21 Jahre alte Gertrude Wernighoff aus dem Rheinland. In nur wenigen Wochen fand sie – in Deutsch-Südwest angekommen – ihr Glück und heiratete den deutschen Farmer Hermann Obsen aus Mecklenburg. Das Glück hatte nur einen Haken: Die gute Gertrude litt an einer krankhaften Angst vor Schlangen – auch vor völlig harmlosen. Aber zu der Zeit gab es natürlich in Afrika viele Schlangen. Hysterische Anfälle, Schreikrämpfe und Schütteln des gesamten Körpers bei der Farmersfrau – immer die gleichen Symptome, wenn Gertrude eine Schlange zu Gesicht bekam.

Hermann Obsen hob harmlose Nattern auf, streichelte ihnen über den Kopf, erklärte der vor Angst brüllenden Gertrude: „Sie ist harmloser als eine Hauskatze. Gefährlich ist nur die schwarze Mamba oder die Kobra.“ Gertrude schrie weiter, schloß sich im Schlafzimmer ein, verließ schließlich überhaupt nicht mehr das Haus – aus Angst, im Garten, den sie selber zu einem blühenden Paradies gemacht hatte, einer Schlange zu begegnen.

Sehr einfühlsam und feinfühlig muß Hermann Obsen wohl nicht gewesen sein, als er sich schließlich zu einer Radikalkur durchrang, um seine Frau vor der „Schlangen-Phobie“ zu heilen. Im nicht weit entfernten Busch tötete er mit seiner Pistole eine schwarze Mamba, hackte ihr mit dem Buschmesser zusätzlich den Kopf ab, packte das

mause-tote Tier in seinen Rucksack, legte es unbemerkt von Ehefrau Gertrude ins gemeinsame Schlafzimmer auf den Fußboden. Fein säuberlich nebeneinander. Da der Kopf, dort der Körper der toten Schlange. Gertrude sollte sofort sehen: Die Schlange ist tot, kann keinem mehr etwas antun. Hermann Obsen war nicht sicher – aber zumindest hatte er die vage Hoffnung: Vielleicht vergeht die Angst vor Schlangen auf diese Weise. Ein tragischer Irrtum!

Und so spielte sich das ab: Gertrude geht ins Schlaf-zimmer, sieht die tote Schlange. Bevor sie flüchten kann, schlägt Hermann Obsen die Schlafzimmertür zu, dreht von außen den Schlüssel im Schloß rum, sperrt seine Frau ein. Zusammen mit der toten Schlange. Von Panik ergriffen trommelt Gertrude an die Tür, schreit und jammert so laut, daß die schwarzen Farmarbeiter angelaufen kommen, um zu helfen. Hermann Obsen wehrt sie ab: „Meine Frau hat nur Angst vor einer toten Schlange. So sind die weißen Frauen eben Ich will ihr die Angst abgewöhnen.“ Die Schwarzen nicken mit dem Kopf, antworten nur: „Ja, ja – Massa. Die weißen Frauen sind komisch.“ Fast eine Stunde weint, schreit, bittet und jammert Gertrude, und Hermann Obsen ist sicher, daß sie lügt, als sie ruft: „Die Schlange lebt. Die Schlange lebt.“ Nach einer Stunde plötzlich kein Wort mehr. Totenstille im Schlafzimmer. „Jetzt hat sie sich beruhigt“, denkt der deutsche Farmer – öffnet die Tür. Am Boden seine Frau. Tot. Über ihrem leblosen Körper ringelt sich eine zweite schwarze Mamba. Vermutlich auf der Suche nach seiner Frau, deren Junge im Busch zurückgeblieben waren, hatte der „Mamba-Mann“ die Witterung nach seinem Weibchen aufgenommen, war im Farmhaus durch eine Bodenritze ins Schlafzimmer gekrochen, seine tote Partnerin und die schreiende Frau gesehen und zugebissen.

Versteinert bleibt Hermann Obsen auf der Schwelle der Schlafzimmertür stehen. Schließlich öffnet er den Schrank mit Jagdwaffen. Mit seinem Lieblingsgewehr erschießt er

die zweite schwarze Mamba. Dann öffnet er den Mund. Ein Schuß. Hermann Obsen stürzt direkt neben seiner Frau zu Boden. Die durch die Schüsse erneut alarmierten Farmarbeiter finden im Schlafzimmer vier Tote: Zwei schwarze Mambas und Gertrude mit ihrem Ehemann Hermann.

Als ich diese Geschichte hörte, dachte ich im ersten Moment an das Märchen „Von einem der auszog, das Fürchten zu lernen“. Aber die Schlangen-Geschichte ist kein Märchen. Im heutigen Namibia, dem einstigen Deutsch-Südwestafrika, kennt sie jeder alte Farmer und erzählt sie an seine Kinder und Kindeskinde weiter – und sich gruselnden deutschen Touristen am guten alten Lagerfeuer in der Kalahari-Wüste – dort, wo manchmal noch heute die schwarze Mamba zu sehen ist.

Der heilige Jude Sidney Druker und die deutschen „Neo-Nazis“

1938. Hitler in Deutschland an der Macht. Nur noch ein Jahr bis zum Krieg. Viele im Ausland lebende Deutsche sind vom „Führer“ begeistert. Die Entfernung von Berlin verklärt den Blick. Menschen, die weit von ihrer Heimat entfernt leben, sind immer „nationaler“ als die in der alten Heimat lebenden Landsleute. Sie ahnen nichts von Hitlers wahren Plänen und von dem, was auf Deutschland zukommt – glauben nach der Schmach des Versailler Vertrages endlich wieder an ein „besseres“ Deutschland. Wollen daran glauben.

Auch das deutsche Farmermädel Friedel aus dem Diamanten-Städtchen Lüderitz in Deutsch-Südwestafrika, benannt nach dem Bremer Kaufmann Adolf Lüderitz. Das junge Mädchen ist in Lüderitz in der deutsch-evangelischen Felsenkirche von 1912, für die Kaiser Wilhelm II. die bunten Kirchenfenster gestiftet hatte, getauft – dort auch konfirmiert worden. Ihre Eltern sind Farmer und tief

überzeugte Anhänger Adolf Hitlers und seiner NSDAP. Politik ist Politik. Liebe ist Liebe. Die 19jährige Friedel verliebt sich in den 10 Jahre älteren Sidney Druker. Eine fast „normale“ Liebe. Aber wirklich nur fast. Sidney ist Jude. Seine Familie jüdisch-orthodox. „Eine Tragödie“, wie beide Familien meinen. Die deutsche Familie: „Wie kannst Du nur mit einem 10 Jahre älteren Mann? Und der auch noch Jude. So sind sie eben verführen junge Mädchen. Der Führer weiß schon, warum er gegen sie ist“

Die jüdische Familie droht dem „mißratenen“ Sohn mit „Ausstoßen aus der Familie“, was bei orthodoxen Juden üblich ist, wenn sie durch eine Heirat mit Christen oder Andersgläubigen die eigene Religion „verraten“, wie sie meinen. „Wie kannst Du nur mit einem christlichen Mädchen?“ bedrängen sie Sidney. „Dazu deutsch und obendrein Nazis, Anhänger von diesem schrecklichen Adolf Hitler.“ Die deutsche Familie, die jüdische Familie – beiden machen dem jungen Liebespaar das Leben zur Hölle, reden von Enterbung und wer weiß was. Als wenn echte Liebe dadurch zerschlagen werden könnte. Jetzt erst recht: Die Zuneigung zwischen dem ungleichen Paar wächst eher – und schließlich brennen beide durch, lassen sich standesamtlich im deutschen Standesamt im rund 120 Kilometer entfernten Städtchen Bethanien trauen. Und zum Entsetzen beider Familien: Die Ehe hält. Eine durch und durch glückliche und harmonische Ehe, an der sich „Nazi-Familie“ und „Juden-Familie“ die Zähne ausbeißen.

8. Mai 1945. Die Waffen schweigen. Der Krieg ist vorbei. Sidney Druker, inzwischen angesehener und erfolgreicher Geschäftsmann, bekommt einen amtlichen Brief aus Deutschland – staunt, daß die deutsche Post schon wieder funktioniert, ist neugierig auf den Inhalt. Er geht ins Wohnzimmer, öffnet den Brief mit seinem silbernen Brieföffner und dem Onyx-Knauf mit der eingravierten Inschrift **„Meine Heimat ist deutsch“** – überfliegt die Zeilen, um schließlich stumm vor sich hinzustarren. Als seine

Frau ihn entdeckt, weint er leise und unaufhörlich. Schlimme Post aus Deutschland, seiner alten und geliebten Heimat. Sie hätte nicht schlimmer sein können. Ein Brief, der die schreckliche Gewißheit bringt: Deine in Deutschland gebliebenen Verwandten, die nach 1933 nicht nach „Südwest“ gingen, sind umgekommen. Auschwitz. Konzentrationslager Auschwitz. Verhungert, vergast, elend krepirt – nicht nur einfach gestorben.

Tagelang schottet Sidney Druker sich von allen Menschen ab, auch von Friedel, seiner Frau – schließt sich ein, ißt keinen Bissen, öffnet nicht die Tür, trinkt nur ein wenig Wasser. Wenn Friedel bittet: „Sidney, mach die Tür auf“, lediglich die matte Antwort: „Bald.“

Nach drei Tagen öffnet er die Tür. Das volle, schwarze Haar grau. Still sagt er zu seiner Frau: „Komm Mädchen. Wir haben etwas zu besprechen.“ Zu Fuß gehen beide zur deutsch-evangelischen Felsenkirche am Meer und dann spricht der Mann Sätze, die in den felsenen Grund der Kirche eingemeißelt werden müßten: **„Uns geht es heute gut. Den Deutschen in Deutschland erbärmlich schlecht. Vielleicht eine göttliche Strafe. Aber wir wollen auf unsere Weise zur Versöhnung beitragen“** und weiht seine Frau in einen Plan ein, der nur von einem Menschen erdacht werden kann, der weder Haß noch Rache kennt, eigentlich fast schon heilig ist.

Der Jude Sidney Druker, dessen Geschwister, Großeltern, Onkel und Tanten in Auschwitz ermordet wurden, sammelt für die Deutschen in Deutschland Wolle. Schwarze Wolle von den Karakul-Schafen, die bei uns nur als Persianer-Schafe bekannt sind. Von Farm zu Farm fährt Sidney – und **jeder** deutsche Farmer macht mit. Auch die schwarzen Landarbeiter, selbst englische und holländische Farmer, die in Südwest leben. Juden, einfache Menschen – reich oder arm. Sie alle spenden an den Juden Sidney Druker Wolle für Deutschland. So viel, daß daraus für 30 000 Menschen Hosen und Jacken gewebt werden können. Die südafrikanische Marine transportiert die Wolle

kostenlos. Südafrika verwaltete damals auch das einstige Deutsch-Südwest. Ziel der Schiffsladung: Hamburg und Bremen. Dort wird die Wolle gewaschen, gesponnen, zu Bekleidung verarbeitet – das ROTE KREUZ und „CARE“ verteilen. Deutsche Zeitungen erfahren den Namen und die Religion des Spenders, drucken einen Bericht über ihn. Eine Flut von Dankesbriefes erreicht Sidney Druker in Lüderitz. Er öffnet nicht einen. „Ich mußte es einfach tun, damit sich so etwas Gräßliches niemals wiederholt.“ Das ist alles. Dank aus Deutschland lehnt er ab.

Am 4. August 1988 stirbt Sidney Druker in Lüderitz. Sechs Monate zuvor hatte er in der Kalahari-Wüste eine kleine, fast unscheinbare Marmorplatte gefunden. „Mach später daraus meine Grabplatte“....., so bittet er seine Frau.

Und dieser Frau sitze ich gegenüber. Im März 2006. 86 Jahre alt ist Friedel geworden. Wohnt im deutschen Altenheim in Lüderitz. Sehen Sie sich das hier abgedruckte Foto an, auf dem „Tante Friedel“ mit dem Bild ihres Mannes in der Hand zu sehen ist. „Tante Friedel“ wird sie von den neun anderen Heimbewohnern genannt. Einfach nur „Tante Friedel“. Ihre Geschichte kennt im Heim jeder.



Tante Friedel mit dem Foto des „heiligen“ Mannes.



Und ich fand seine alte Grabplatte.

Nur ich höre sie aus ihrem Mund zum erstenmal. „Ja“ – sagt sie mir nach über einer Stunde, „diese Grabplatte möchte ich noch einmal sehen. Aber die Schwarzen haben den Friedhof verwüstet. Die aus Buntmetall gefertigten Buchstaben der Grabsteine wurden rausgebrochen und als Schrott verkauft. Die Kapelle mußte schließlich abgerissen werden, weil sie für Orgien, Saufereien und als Toilette genutzt wurde. Sie haben das kleine Gotteshaus entehrt. Dicht neben dem christlichen Friedhof ist der jüdische Friedhof. Da liegt Sidney. Aber noch einmal zum Friedhof gehen und diesen Anblick der Verwüstung ertragen nein, das kann ich in meinem Alter nicht mehr verkraften. Diese Barbarei und Intoleranz war das Gegenteil von dem, was mein Mann vorgelebt hat. Das hat Sidney nicht verdient.“

„Tante Friedel“, sage ich nur....., „Tante Friedel, wenn es den Grabstein noch gibt – ich finde ihn und mache ein Foto davon.“

Ich fand den Grabstein, machte das Foto, gab ihn „Tante Friedel“. Glücklicherweise und weinte. Das Foto mit dem Grabstein sehen Sie hier abgedruckt.

Am Abend nach dem Treffen mit „Tante Friedel“ besuche ich die deutsch-evangelische Felsenkirche auf dem Diamantberg in Lüderitz, für die am 19. November 1911 der Grundstein gelegt und die schon am 4. August 1912 eingeweiht werden konnte. Ein junger Schwarzer öffnet mir die Tür. Im Kircheninneren empfängt mich eine alte deutsche Frau. Wie alle noch in Südwest lebenden Deutschen: Sauberstes Deutsch – ohne jeglichen Akzent. Am Altar öffnet sie eine Schublade, zeigt mir eine Bibel, die wie ein Schatz verwahrt wird. Stolz klappt sie den Deckel auf, und ich lese die handschriftliche Eintragung Ihrer Majestät, Kaiserin Auguste Victoria, vom 9. Juli 1912: **Ps. 50,15 „Rufe mich an in der Not, so will ich Dich erretten, so sollst Du mich preisen**“

Kurz vor meiner Abreise aus Lüderitz eine Einladung von Gisela Schmidt-Scheele, Heimleiterin des letzten deutschen Altenheimes in Lüderitz, in dem nur noch 10 alte Deutsche leben. In einer erbärmlichen Lage sind sie – die guten Deutschen. Auch „Tante Friedel“. Ein Leben lang haben sie für ihre Rente gespart. Dann die afrikanischen Sozialisten an der Macht. Einheits-Rente. Umgerechnet nur 37,50 EURO im Monat. 37,50 EURO! Dem deutschen Altenheim fehlen monatlich ganze 500 EURO. „Und jetzt soll es geschlossen werden“, erfahre ich von der deutschen Heimleiterin. Wegen 500 EURO im Monat. „Wo sollen wir im heutigen Namibia noch unsere alten Deutschen unterbringen?“ Ich bin nicht wie der „heilige Jude Sidney Druker“, bekam einen unbändigen Zorn auf Politiker in Deutschland, die an vorderster Front in der ganzen Welt oft sinnlose Entwicklungshilfe verteilen wie betrunkenene Seeleute ihre Heuer in der ersten Nacht, und für die alten Deutschen im einstigen Deutsch-Südwestafrika gibt es keine schäbigen 500 EURO im Monat. Nicht für „Tante Friedel“, die von der Heimschließung ebenso betroffen wäre, nicht für den deutschen Rußland-Spätheimkehrer Heinz Fleidel (91) und nicht für die anderen alten acht Deutschen, die im Altenheim ein letztes Zuhause auf dieser Welt gefunden haben.

Ich bin kein reicher Mann. Aber spontan schrieb ich einen Privatscheck über 1500 EURO aus. „Überlebenshilfe“ für drei Monate. „Tante Friedel“ sah es, die Witwe Sidney Drukers. Ein rührender Dank. Die alte Dame mit 86 Jahren. Wie ein kleines Mädchen: Einen Knicks machte sie vor mir. Ganz wie in alten Zeiten und sagte höflich: „Danke, mein Herr, danke, daß Sie uns helfen.“

Mit Gisela Schmidt-Scheele schloß ich einen Patenschaftsvertrag – zunächst über die Dauer von drei Jahren. Einen Patenschaftsvertrag zwischen dem deutschen Altenheim und dem von mir vertretenen Verband „Die Deutschen Konservativen e.V.“. Monatlich 500 EURO – das zahlen die Konservativen nun an das deutsche Altenheim in Lüderitz. Die alten Deutschen dort können bleiben. Und ich bin sicher: Sidney Druker – auch wenn Juden nicht an unseren „christlichen“ Himmel glauben, er sieht von oben zu, zwinkert mit einem Auge nach unten und flüstert leise: „Danke, Ihr guten Deutschen. Ich weiß, daß Euch die Linken oft Neo-Nazis nennen. Toleranz damals. Toleranz heute. Hat sich viel geändert? Und danke, daß meine Friedel nicht auf die Straße gesetzt wird. Wir haben nur diese eine Welt. Und wollen wir die nicht gemeinsam ein wenig menschlicher machen?“

Drei „primitive“ Buschmänner und ein zerlegter VW-Motor

Vergessen Sie für einen kleinen Moment Ihre gesamte Umgebung, und konzentrieren Sie sich nur auf diesen einen Gedanken: Sie können nicht lesen, Sie können nicht schreiben. Keine Ahnung von Adam Riese. Deswegen auch kein Einmaleins – null Vorstellung von Minuten, Stunden, von der Zeit allgemein. Sie wissen nicht, was ein Meter ist, und haben keinen blassen Schimmer, was damit gemeint ist, daß ein Auto 120 Kilometer in der Stunde fährt. Weder Geschäfte noch käufliche Lebensmittel oder

Bekleidung. Nicht einmal eine Apotheke oder ein Arzt. Keine vage Vorstellung vom Aussehen unserer Erde. Erst am Ende dieses Berichts werden Sie verstehen, was solch ein Zustand bei einem Menschen bewirkt, und Sie werden staunen und jeden vielleicht versteckten Hochmut über „primitive Völker“ ablegen. Doch zunächst einige Informationen, die zum Verständnis ganz einfach notwendig sind:

Für uns „kultivierte“ Menschen in der westlichen Zivilisation ist es unvorstellbar, selber so zu leben, wie oben beschrieben. Aber es gibt Menschen, die können es und das sogar perfekt. „Buschleute“ werden sie seit rund einem Jahrhundert ein wenig abfällig genannt. Ihr richtiger Name: San. Rund 45 000 dieser „Buschleute“ leben noch heute verstreut im einstigen Deutsch-Südwestafrika. Sie gelten als die eigentlichen Ur-Einwohner Afrikas. Durch andere schwarze Stämme, die den San feindlich gesonnen waren, wurde ihre Zahl so dezimiert, daß sie heute nur noch knapp 3 Prozent der Gesamtbevölkerung Namibias ausmachen. Linke und „politisch korrekte“ Kreise in Deutschland behaupten immer wieder, daß es in erster Linie als Kolonialherren aufgetretene deutsche Farmer waren, die die Buschleute verdrängt hatten. Es paßt nicht in das Weltbild unserer „Gut-Menschen“, daß die größten Feinde der Schwarzen in Afrika immer die Schwarzen selber waren und es bis heute geblieben sind. Ich habe nahezu alle Archive Namibias durchstöbert. In keinem fand ich einen Beleg dafür, daß es deutsche Farmer waren, welche die Buschleute zu einem aussterbenden Volk gemacht haben. Die Buschleute sahen in der Vergangenheit als ihren eigentlichen Hauptfeind den kriegerischen Stamm der Hereros – den Stamm, an dem die Deutschen angeblich „Völkermord“ begangen haben sollen. Doch dazu mehr in einem der nächsten Kapitel.

Noch heute leben die Buschleute fast ausschließlich vom Sammeln von Feldkost und vom Jagen wilder Tiere. Sie kennen mehr als 80 eßbare Pflanzenarten: Früchte, Beeren, Nüsse, Zwiebeln und Knollen. Ihr Arzt ist die Natur.



Die Wirkung von mehr als 200 Heilkräutern hat fast jeder von ihnen im Kopf, wird schon als Kind in dieser traditionellen Heilkunde von den Eltern unterrichtet. Trotzdem waren vor einigen Jahren westliche „Gut-Menschen“ aus Schweden nicht zu stoppen, den afrikanischen Ureinwohnern „ein speziell auf ihre Bedürfnisse ausgerichtetes“ Hospital nach skandinavischem Vorbild zu errichten. Folge: Viele Buschleute vernachlässigten und vergaßen dadurch ihre Natur-Medizin, kamen durch westliche „Zivilisation“ an Alkohol und für sie unpassende Ernährung. Ergebnis: Ihre Zahl wurde noch weiter reduziert. Bis heute sind die Schweden aber uneinsichtig und in ihrem Missionseifer für „westliche Kultur in Afrika“ nicht zu stoppen – nach wie vor überzeugt von den Segnungen ihres „endlich menschenwürdigen“ Hospitals in Namibia. Da Buschleute oft lange Zeit ohne Fleisch auskommen müssen, spielt die Feldkost eine besondere Rolle. Diese eßbaren Pflanzen erhalten sie gesund und widerstandsfähig, liefern auch die notwendige Feuchtigkeit für den Körper, weil die Trockenheit in der von ihnen bewohnten Kalahari-Wüste oft neun Monate und länger anhalten kann.

Ein französischer Afrika-Forscher untersuchte jahrelang die Frage: Welches Fleisch essen die Buschleute? Resultat: „Unter anderem Insekten, Heuschrecken, Ameisen, Skorpione. Auch junge Bienen und Honig werden gern gegessen. Eigentlich alle vorhandenen Tiere – mit Ausnahme von Maulwurf und Hyäne; der erstere, weil seine Winter-Vorratskammer voller Feldzwiebeln eine wertvolle und leicht zugängliche Ergänzung für die Versorgung der Buschleute darstellt, und die letztere, weil sie auch Leichen frißt.“ Soweit der französische Forscher.

Ich wurde Zeuge einer verblüffenden und absolut ungewöhnlichen Begegnung mit drei Buschmännern, die ich mein ganzes Leben nicht vergessen kann: Völkerkundler hatten schon vor mehr als 80 Jahren herausgefunden, daß die afrikanischen Buschleute ein besonders ausgeprägtes und ungewöhnlich entwickeltes Gehirn haben. Grund: Da sie sich keine Notizen machen können, zwingt das Leben

sie, sich alles im Kopf zu merken. Jeder deutsche Farmer in Südwest kann über eigene Erlebnisse mit den Buschleuten berichten. Über die Tatsache, daß sich die afrikanischen Ureinwohner noch nach Jahren an Felsspalten im unübersichtlichen Gelände der Kalahari erinnern, in die sie Wasser in Flaschen-Kürbissen versteckt hatten. Oft lebensrettend. Aber das ist fast nichts gegen eine andere Fähigkeit. Durch Zufall war ich dabei. Hätte ich es nicht mit eigenen Augen gesehen, vermutlich würde ich es als „unmöglich“ vom Tisch fegen und mir an den Kopf tippen. Nach dem Motto: Du spinnst.

Ein Kfz-Ingenieur nahm vor den Augen von drei Buschmännern – alle rund 25 Jahre alt – langsam Stück für Stück einen VW-Motor auseinander, legte die Einzelteile auf einen mit grauer Plane bedeckten Holztisch. Die drei Augenpaare der Schwarzen beobachteten jeden Handgriff des deutschen Ingenieurs. Es dauerte eine knappe Stunde – und der Motor war in seine Einzelteile zerlegt.

Ein anwesender Buschmann-Übersetzer machte den drei Zuschauern dann klar: Setzt den Motor wieder zusammen. Die seltsamen „Mechaniker“, nur bekleidet mit Lendenschurz, besprachen sich einen Moment in ihrer für uns seltsam klingenden Schnalzlaut- oder „Klick-Geräusch-Sprache“ und dann legten sie los. Jeder Handgriff saß wie bei einem perfekten Kfz-Mechaniker in Deutschland. Vielleicht sogar besser. Jede Schraube an den richtigen Platz. Dazu immer das passende Werkzeug. Nach einer guten Stunde war der Motor wieder im alten und perfekten Zustand und schnurrte wie eine Nähmaschine – oder besser: Wie ein VW-Motor sich eben so anhört.

Die „primitiven“ Buschleute aus Afrika sind als „Mehr-als-nur-Analphabeten“ gezwungen, im täglichen Lebenskampf **alles** im Gehirn zu speichern, sich **alles** zu merken. Aus Gewohnheit auch den Sitz der Einzelteile eines VW-Motors. Selbst den angestammten Platz einer jeden Schraube – eines jeden Einzelteils. Was für ungewöhnliche Menschen. Das stolze Volk der San – nicht einfach und eher abwertend betitelt als „Buschleute“.

Fürstin Gloria und das „Schnackeln“ der Schwarzen

Was war das für ein Geschrei der bundesdeutschen „Gutmenschen“, als Fürstin Gloria von Thurn und Taxis in einer Fernsehrunde zum Thema „Aids“ sinngemäß den Satz gebrauchte: „Liegt die rasante Verbreitung von AIDS in Afrika nicht auch daran, daß die Schwarzen dort ein wenig zu viel und ungeschützt ‚schnackeln‘?“ Eine freundliche Umschreibung eines sonst weniger nett formulierten Wortes. Die Beschimpfung „Rassist“ gegen die gewiß nicht prüde und weltfremde Fürstin war noch milde. Im April 2006 ging Bundespräsident Horst Köhler auf Afrika-Reise – um damit „endlich zu erreichen, daß Afrika Europa und den USA gleichgestellt wird“. Was für hehre und gut gemeinte Worte. Der deutsche Präsident besuchte auch ein AIDS-Hospital in Afrika – eines der wenigen und wirklich vorbildlichen.

Ich will dieses Thema nicht bodenlos vertiefen. Der über AIDS in Afrika verbreitete Blödsinn hat ohnehin schon Formen angenommen, daß mit Logik nur noch wenig zu korrigieren ist. Aber einige sehr deutliche und knappe Worte zum Thema Sex im schwarzen Kontinent sind angebracht – und glauben Sie mir: Auch wenn meine Worte politisch „nicht korrekt“ sind – sie stimmen.

Bei meinen Afrika-Aufenthalten habe ich immer wieder eines bemerkt: Es ist in Afrika keinesfalls anrühlich, wenn eine Frau mit 5 Kindern auch 5 verschiedene Väter hat. Was reden wir da lange um den heißen Brei herum?: Wenn man jung ist und einem die Sonne auf den Leib brennt, ist das Bedürfnis nach Sexualität größer als „normal“. Wer von uns war nicht jung? Wer hat als junger Mensch nicht bemerkt, daß die Sitten in Urlaubsstimmung schon im sonnigen Italien oder Spanien ein wenig „lockerer“ werden? Sexualität wird in Afrika – die religiös orientierten Afrikaner sind da meist ausgeschlossen – einfach simpler gesehen als bei uns.

Sexualität in Afrika ist so „normal“ wie tägliches Essen. Weiße Ärzte und Völkerkundler haben oft genug beschrieben, daß verschiedene Stämme in Afrika – egal ob Männlein oder Weiblein – oft siebenmal am Tag Sex haben. Natürlich wäre es schön, wenn der Papst sich mit seinem Aufruf zur „Keuschheit“ durchsetzen könnte. Das wäre der beste Schutz vor AIDS – nicht nur in Afrika. Aber Afrika ist eben Afrika. Und zumindest Kondome könnten da nicht schaden. Doch selbst wenn sie den schwarzen Stämmen kostenlos angeboten werden, was ROTES KREUZ und andere Hilfsorganisationen immer wieder versuchen, sie sind unerwünscht. Die abwehrenden Antworten der Schwarzen gehen immer in die gleiche Richtung. Ungefähr so: „Sex mit Kondom – das ist wie Duschen mit Regenmantel.“ Hilft gegen so ein Argument Logik?

Hinzu kommt: Für die meisten afrikanischen Stämme hat der Tod eine völlig andere Bedeutung als für uns „Westler“. Hat einer AIDS – dann wird ein trauriges Gesicht gemacht und bedauernd gesagt „Der Mond hat gegeben – der Mond hat genommen.“ Eine Anspielung auf einen alten Naturglauben, der den Mond als Mittelpunkt des Lebens und Sterbens in Afrika sieht.

Ich will nicht falsch verstanden werden, bin weit davon entfernt, AIDS in Afrika zu verniedlichen. Es ist die neue Pest dieses Kontinents, von der schätzungsweise rund ein Viertel der gesamten afrikanischen Bevölkerung betroffen ist. Aber in Afrika läßt sich über dieses Thema nicht „europäisch“ diskutieren, und die gute Fürstin Gloria hatte mit ihrer Einschätzung zu 100 Prozent Recht.

Ob es uns gefällt und ob es in die „politische Korrektheit“ des falschen und dümmlichen Spruchs paßt – alle Menschen sind gleich – das sind afrikanische Tatsachen:

1. Die Ansteckungs-Gefahr durch AIDS in Afrika ist den meisten Afrikanern sehr wohl bekannt. Die kurze Freude der Sexualität wird aber höher eingeschätzt als die damit verbundenen Gefahren.

2. Wir machen es uns zu leicht, internationalen Pharmakonzernen vorzuwerfen, daß die Preise für AIDS-Medikamente in Afrika zu hoch sind. Selbst mit einer kostenlosen Verteilung der Medikamente ist die „Seuche“ dort nicht einzudämmen. Vermutlich wäre sogar das Gegenteil der Fall. Sexualität würde noch „flotter“ betrieben werden als zuvor. Außerdem: Bei einer richtigen Politik müßte in Afrika kein einziger Mensch in Not und Elend leben. Unsere westliche „Entwicklungshilfe“ für den schwarzen Kontinent macht das Leben der Menschen dort nicht besser, sondern hält sie sehr häufig nur von notwendiger Eigeninitiative ab.
3. Es wird bei uns in den Medien verschwiegen – ist aber leider immer noch traurige Realität in Afrika: Nach wie vor werden Kleinstkinder und sogar Säuglinge vergewaltigt, weil der AIDS-Kranke von seinem Mediziner darin bestärkt wird: „So verlierst Du den bösen Geist, der Dir die Krankheit gebracht hat und auch die Krankheit selbst.“

Der Glaube an diese „Medizin“ ist größer als der Glaube an AIDS-Präparate, die den Verlauf der Krankheit verzögern und mildern, aber weder heilen noch die Ansteckung verhindern können.

Alle Menschen sind gleich von wegen.

Was meinte Bundespräsident Köhler bei seiner Afrika-Reise damit, daß der „Schwarze Kontinent“ endlich den USA und Europa „gleichgestellt“ werden soll?

Die schlimmste Form von AIDS im Schwarzen Kontinent habe ich im alten Südwest (Namibia) erlebt: Kinder, die bereits mit der Immunschwäche AIDS auf die Welt kommen. Durch die Krankheit sind sie besonders anfällig. Auch gegen die Strahlen der afrikanischen Sonne haben sie ihren natürlichen Schutz verloren. Vor allem in den empfindlichen Augen. Aus Namibia erreichte mich ein dramatischer Hilferuf aus der Hauptstadt Windhuk. Formuliert von dem dort lebenden Deutschen K.M. Johannesson, der in privater Initiative eine Anti-Krebs- und Anti-AIDS-Organisation aufgebaut hat. Die Folge

von AIDS ist bei Kindern in Afrika meist Krebs in den Augen. Ein Horror. Denn die gesamten Augen werden den Kindern rausgeschnitten. Blinde Höhlen bleiben zurück. Nicht einmal Glasaugen. Die Eltern sehen in den Kindern eine „Strafe der Geister“ und behandeln die Kleinen dementsprechend. Von anderen Kindern werden die kleinen AIDS- und Krebs-Blinden gehänselt und herumgestoßen.

Der gute Johannesson brauchte Hilfe für seine blinden Schützlinge. Aufklärungs-Unterricht und vor allem: Es muß Geld zusammengebracht werden, damit die blinden Kinder bei den Deutschen in Namibia etwas lernen, damit sie nicht ein ganzes Leben als „Parias“ oder von „Gott gestrafte Aussätzige“ behandelt werden.

Sehen Sie sich das Foto zu diesem Bericht an. Darauf ist Herr Johannesson mit zwei Kindern zu sehen. Dem einen Kind mußte „nur“ ein Auge rausgeschnitten werden, das andere Kind hat dort, wo sonst Augen sind, zwei tiefe, grauenvoll anzusehende Löcher.

Über den internationalen Kinderhilfsverein AKTION REISKORN e.V., den ich 1985 als Chefreporter der HÖRZU gemeinsam mit Max Schmeling aus der Taufe gehoben habe, konnte ich Hilfe zusagen. Das törichte und unrealistische Geschwätz linker deutscher Phantasten hilft den Menschen in Afrika nicht. Statt nach „Schuldigen“ im Westen zu suchen, halte ich es für angebrachter, auf sinnvolle Weise „vor Ort“ zu helfen. Wenn Sie an der Arbeit von AKTION REISKORN interessiert sind Postkarte genügt: AKTION REISKORN e.V., Beethovenstraße 60, 22085 Hamburg. Oft bin ich selber direkt am Telefon erreichbar: 040 / 299 44 01.

Bastarde, Glasaugen, tote Zwillinge und die Macht des Medizinmanns

Von wegen Angler- oder Jäger-Latein nicht notwendig im früheren Deutsch-Südwestafrika. Das Leben dort ist so bunt, vielfältig, abenteuerlich und oft unglaublich, da gibt es Dinge, die sich der begabteste Roman-Autor nicht einfallen lassen könnte. Und wie in alter Zeit: Die interessantesten Geschichten sind am nächtlichen Lagerfeuer deutscher Farmer oder in der Kalahari-Wüste zu hören. Zum Beispiel: Das lebende Glasauge. Afrikaner sind nun einmal Afrikaner. Und die Arbeitsmoral der schwarzen Farmarbeiter hat enge Grenzen, um es vorsichtig zu formulieren. Ohne gute und anfeuernde Worte des Farmverwalters läuft da wenig. Auch Fred Dierssen, deutscher Farmer aus der Nähe des schmucke und durch und durch deutsch geprägten Strand-Städtchens Swakopmund. Kaum dreht er seinen schwarzen Landarbeitern den Rücken zu, die Arbeit fällt ihnen aus der Hand. Ein Farmer kann aber nicht nur immer Aufpasser spielen. Seine Augen können nicht überall sein. Oder vielleicht doch? Durch einen Jagdunfall in den „Sechzigern“ hatte Fred Dierssen das rechte Auge verloren. Ein Glasauge ersetzte es. Ein schönes, blaues Glasauge, genau passend zum linken, dem echten Auge. Seine schwarzen Arbeiter hielten beide Augen für echt. Nicht vorstellbar für sie, daß der Chef nur ein künstliches Auge im Kopf hat – eines aus Glas.

Und monatelang waren sie immer wieder geschockt, wenn Fred Dierssen sein rechtes Glasauge flink rausnahm, deutlich sichtbar auf einen erhöht stehenden Tisch im Freien stellte, um dann laut zu verkünden: „Auch wenn ich nicht hier bin mein Auge sieht alles.“ Ging Fred Dierssen dann anderer Arbeit nach und war als „Aufpasser“ nicht mehr präsent, die Schwarzen arbeiteten fleißig weiter, immer ängstlich das sie beobachtende Glasauge im Blick. Fiel ein Sonnenstrahl

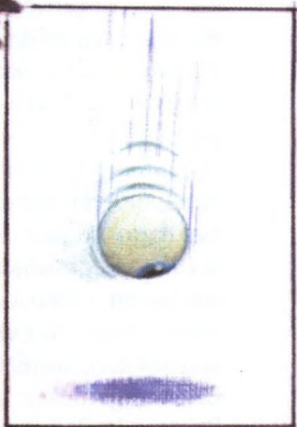


auf's blaue Auge und blitzte im blau-weißen Glas, zuckten sie zusammen und arbeiteten wie im Akkord. Fast ein Jahr ging das gut. Ein Vogel kam geflogen, pickte am Glasaugen. Es rollte vom Tisch, fiel auf die Erde und zersprang in viele kleine Glasscherben Der „Schwindel“ platzte. Das neue – aus Deutschland besorgte – Glasaugen blieb auf die Farmarbeiter ohne Wirkung. „Verdammtes Vieh“, verfluchte Fred Dierssen den kleinen, neugierigen Vogel.

Egal ob evangelische oder katholische Kirche – Missionare beider Kirchen haben im Schwarzen Kontinent großartige Arbeit geleistet. Ausbildung in Schulen und Lehrwerkstätten, Bekämpfung des Analphabetentums, Medizin, Kindergärten, menschenwürdige Wohnungen und Altenheime. Ohne unsere Kirchen wäre Afrika noch weitere 100 Jahre zurück. Eine Ausnahme sind die schweren Sünden der evangelischen Kirche in Südafrika, die Spendengelder nicht nur einmal für kommunistische „Befreiungs-Bewegungen“ eingesetzt hat, die sich nach der Machtübernahme vor allem als Verbreiter des Atheismus und schlimme Feinde des Christentums profiliert haben. Wenig erfolgreich waren beide Kirchen bei der Bekämpfung des in ganz Afrika verbreiteten Geisterglaubens, des Ahnenkults, der Hellseher, Medizinmänner und Zauberer.

Die beste und sachlichste Beschreibung über den Geisterglauben in Afrika entdeckte ich in einer von Juden gegründeten Bibliothek in Swakopmund. In dem in Windhuk gedruckten Buch von Johann S. Malan fand ich diesen Text:

„Viele Schwarze glauben an die Existenz eines bösen Wesens, Shadipinyi. Es ist der böse Diener Nyambis, dessen Aufgabe es ist, den Tod der Menschen zu verursachen und ihre Geister von der Erde in den Himmel zu bringen. Shadipinyi und Nyambi werden als gleich mächtig angesehen. Wenn Shadipinyi Verderben und Tod bringen will, können Nyambi oder irgendein Ahne nichts daran ändern. Keine Gebete oder Opfer können seine üblen



Taten abwenden oder ungeschehen machen. Wenn man für den Regen ein Leben geopfert hat und es trotzdem nicht regnet, gibt man Shadipinyi die Schuld.“

Und auch diese Schilderung ist im heutigen Afrika für die Schwarzen durchaus nicht schockierend, sondern fast normal:

„Um Regen, diese für alles Leben so notwendige Substanz, zu bekommen, muß man rituell sein, und das kann nur durch Gebet und Opfer erreicht werden. Um all diese heiligen Segnungen des Lebens zu empfangen, muß man ein Leben geben, denn das Leben kann nicht fortbestehen, ohne Leben zu geben und zu empfangen. Um Leben zu empfangen, muß man bereit sein, Leben zu geben. Zur Erfüllung dieser Verpflichtung wurde am Anfang jeder Regenzeit das neugeborene Baby der Regenfrau geopfert.“

Die Regenfrau – ein besonders gut angesehenes Mädchen des jeweiligen Stammes – wurde meist vom Mediziner auserkoren.

Shadipinyi ist der „Entdecker der Sünder“. Manchmal tötet er Menschen oder verzaubert sie und verführt sie, andere umzubringen. Er benutzt verschiedene Methoden, um seine Zwecke zu erreichen: Es war Shadipinyi, der den Menschen zuerst das Bier und die Versuchung brachte. Er gab ihnen das Bier, um sie betrunken zu machen, damit sie miteinander in Streit gerieten. Wenn Frauen zuviel Bier tranken, wurde ihre gegenseitige Eifersucht geweckt. Shadipinyi erscheint in verschiedener Gestalt, nämlich als Tier mit Hörnern, einem roten Schwanz und roten Nägeln, als Löwe oder als ein Mensch mit Hörnern.

Ahnenverehrung

Der Glaube an die Existenz der Ahnengeister, die Macht haben, ihre lebenden Nachkommen zu beeinflussen, ist noch sehr oft die Grundlage der „praktischen Religion“ vieler Afrikaner. Den Ahnengeistern (vadimu) werden regelmäßig Bittgebete und Opfer gewidmet, um ihr Wohlwollen und ihren Schutz zu sichern. Die auf diese

Weise erworbene Sicherheit kommt allen Mitgliedern des Stammes zugute. Die Ritualhandlungen werden gewöhnlich vom ältesten männlichen Mitglied vorgenommen, das zwischen den Vorvätern und ihren lebenden Nachkommen vermittelt. Aber auch Witwen und geschiedene Kraalbesitzerinnen können an die vadimu gerichtete Rituale ausführen. Vernachlässigung dieser Opfer und die Verachtung der von den Vorvätern begründeten Stammestraditionen rufen den Zorn der vadimu hervor und veranlassen sie, ihre ungehorsamen Verwandten zu bestrafen. Dies geschieht normalerweise durch die Auferlegung von Krankheiten und anderem Mißgeschick, die entweder ein einzelnes oder mehrere Mitglieder der betreffenden Familie befallen.

Verstorbene Häuptlinge haben augenscheinlich mehr Macht als gewöhnliche Verstorbene und können durch Verursachung von Trockenheiten und anderen nationalen Übeln den ganzen Stamm bestrafen. Deshalb wird die Regenzeremonie nie am Grabe eines der Häuptlinge veranstaltet. Der Stamm der Mbukushu ist für die Durchführung dieser Zeremonie besonders berühmt, und andere Stämme warten in Trockenzeiten darauf, daß sie mit den erforderlichen Handlungen beginnen. Die Notwendigkeit genügenden Regens in Ackerbaugesellschaften ist offensichtlich, deshalb sind diese Zeremonien auch so wichtig.

Magie und Zauberei

Die Magie ist ein wichtiger Teil des täglichen Lebens der Menschen. Unpersönliche übernatürliche Mächte werden wegen ihres Nutzens von Wahrsagern und Medizinmännern eingespannt, aber es gibt auch Hexen und Zauberer, die im geheimen arbeiten und ihre magischen Kräfte darauf richten, Menschen zu schaden oder sie zu töten. Darüber hinaus findet sich eine lange Reihe religiöser Verbote, die von den Leuten eingehalten werden müssen, z.B. Speiseverbote, das Inzesttabu und verschiedene andere Verbote. Diese Regeln sind mit übernatürlichen Sanktionen verbunden. Wenn sie verletzt werden, bringt

eine verderbliche magische Kraft (tama) dem Missetäter Schaden.

Ein Wahrsager kann mit Hilfe seiner (oder ihrer) Ahnengeister Ursprung und Grund für übernatürliche Handlungen, die sich gegen eine oder mehrere Personen gerichtet haben, feststellen. Dabei benutzt er ein Wahrsagegerät, das bei dem Stamm der Mbukushu hanga und bei den westlichen Stämmen katemba genannt wird. Der Wahrsager kann die übernatürlichen Handlungen nicht beherrschen. Er kann höchstens an die Geister appellieren, seinem unglücklichen Kunden beizustehen. Wenn jemand krank wird, geht die Familie zu allererst zum Wahrsager, um „ihre Augen zu öffnen“. Die Krankheit und das Mißgeschick könnten von Nyambi und einem guten Geist herrühren oder von einem Zauberer bzw. einer Hexe (murodi) und Geistern. Wenn Nyambi und ein guter Geist als für das Problem verantwortlich festgestellt werden sollten, wird die Krankheit oder das Unglück immer der Vernachlässigung der Beziehungen zu den Ahnengeistern der Leute zugeschrieben. Dann muß das Familienoberhaupt die Geister durch Opfer und Gebet besänftigen. Wenn ein murodi und böse Geister für das Unglück verantwortlich waren, muß ein Mediziner konsultiert werden, um magische Handlungen gegen Zauberei auszuführen.

Der Mediziner (nganga) handelt oft (aber nicht immer) aufgrund von Informationen, die er vom Wahrsager bekommen hat. Bei den Mbukushu nimmt er an einem großen abendlichen Feuer eine Ritualhandlung vor. Ein Topf mit seiner Medizin (hapo) wird auf dem Feuer vorbereitet. Während die Medizin kocht, tanzt er und singt magische Lieder. Wenn der Topf zu kochen beginnt, wird der hapo-Brei dem Patienten vorgesetzt, wobei über ihn und den Topf eine Decke geworfen wird. Der Patient fängt bald an zu schwitzen, und man glaubt, daß die Medizin nun „in seinen Körper eindringt“. Die Behandlung und die begleitenden Tänze des nganga, in denen er verschiedene Tiere nachahmt, dauern oft die ganze Nacht

hindurch an. Wenn der Patient am Morgen stirbt oder keine eigentliche Besserung eintritt, wird das einfach Shadipinyi und den bösen Geistern zugeschrieben, die sich eingemischt und das hapo des nganga wertlos gemacht haben. Die Familie nimmt das dem nganga nicht übel, weil man machtlos ist, wenn Shadipinyi sich einmischt – er ist wie Nyambi, und seine Macht ist größer als die irgendeines Irdischen.

Der nganga (wie auch der Wahrsager) erfreut sich einer hohen Stellung wegen seiner Fachkenntnis und seiner Fähigkeiten, zu heilen und Übel abzuwenden. Die hapo ist der ureigenste Besitz jedes einzelnen nganga, und niemand darf sie berühren. Sie wird immer in einem geheimen Versteck aufbewahrt. Man glaubt, daß die herausragenden Eigenschaften gewisser Tiere und Menschen durch Hinzufügung von Teilen ihrer Körper zur hapo-Medizin auf diese übertragen werden können. Auch Stärkungsgetränke werden für die Leute bereitet. Man gewinnt die Stärke eines Löwen oder den Mut eines Leoparden durch den Gebrauch einer Medizin, die Teile dieser Tiere enthält.

Der Zauberer (murodi) wird sehr gefürchtet, weil er die Macht besitzt, Böses zu tun und Menschen willkürlich umzubringen. Er bringt den Menschen nur Schaden und tut niemals etwas Gutes. Seine Macht kommt von Shadipinyi und den bösen Geistern. Die Leute glauben, daß es genauso viele harodi wie Medizinmänner gibt. Afrikaforscher van Tonder sagt:

„Wenn ein Mann mit einem murodi in Berührung kommt, glaubt man, daß er tot ist, bevor er jemandem erzählen kann, wer der murodi ist. Aber durch Träume kann man einen murodi fangen. Das kann einen Mann das eigene Leben kosten, oder er kann selbst zum murodi werden. Wenn jemand träumen sollte, daß ein murodi ihm die Kehle durchschneidet, wacht er auf, spürt aber kein Blut. Er erzählt dann sofort seiner Frau, daß er den murodi gesehen hat und nennt seinen Namen. Durch die Erwähnung des Namens des murodi kann er jedoch sein eigenes

Todesurteil aussprechen. Dann schießt ihm das Blut aus der Nase, und er stirbt. Aber dann weiß man, wer der Mann ist, und forscht nach ihm. Er wird dann vor den Häuptling gebracht und zum Tod auf dem Scheiterhaufen verurteilt. Wenn dies jedoch geschieht, bevor der Träumer stirbt, ist er gerettet. Der Träumer kann jedoch auch, nachdem er von dem murodi als Halsabschneider geträumt hat, schweigen und später zum murodi gehen und ihn bitten, sein Leben zu retten. Dann muß er selber zu einem murodi gemacht werden und wird unfähig, jemals zu erzählen, was geschehen ist. Alle von einem murodi getöteten Menschen waren Geister. Er hat freie Verfügung über diese Geistwesen, die er zum Töten von Menschen aussenden kann. Ein Wirbelwind ist das Werk eines murodi. Sollte er ein Haus oder einen Menschen treffen, muß sofort ein nganga gerufen werden, sonst muß jemand sterben.“

Ein murodi tötet aus der Entfernung, ohne daß er mit seinem Opfer persönlichen Kontakt zu haben braucht. Weil er im Verborgenen und unter dem Schutz der Dunkelheit handelt, fürchtet man die Fremden und ist auch voller Mißtrauen gegen gewisse Leute in der Gemeinschaft. Stammesgenossen, die plötzlich reich und einflußreich werden, hält man oft für harodi, die gelernt haben, böse übernatürliche Kräfte zum eigenen Vorteil und zum Nachteil ihrer Gegner und Konkurrenten zu nutzen.

Wehe, Du bist Zwilling

Die von mir auf den Seiten 139 bis 143 so positiv beschriebenen Buschleute sind durch und durch Naturmenschen und sie haben eine für „Kultur-Menschen“ grauenvolle „Angewohnheit“, die aber in der Natur durchaus üblich ist. Bringt eine Buschfrau Zwillinge zur Welt, dann muß eines der Kinder sterben. Immer das schwächste. Auch wenn darüber nicht mehr berichtet wird – nach Aussagen aller wirklich erfahrenen Afrika-Kenner wird der „aussortierte“ Zwilling ganz einfach in eine ausgehobene Grube gelegt und mit Sand bedeckt. Die Mutter hat

nicht Muttermilch genug, um beide Kinder zu ernähren, und die Natur hat sich für das stärkere Kind entschieden, so argumentieren die Buschleute, und wir Europäer sind fassungslos. Afrika ist Afrika. Und Afrika wird noch lange, lange Zeit Afrika bleiben.

Danke, daß Du mich Bastard nennst

Gehen Sie einmal in ein deutsches Lebensmittelgeschäft und fragen Sie: „Kann ich bei Ihnen Neger-Küsse kaufen?“ Das Verkaufspersonal wird ein entsetztes Gesicht machen und vermutlich mit erhobenem Zeigefinger die Antwort geben „Nicht doch – das heißt heutzutage Schaum-Küsse oder Dickmann.“ Die „politische Korrektheit“ dreht verrückte Purzelbäume, wenn sie ein wenig tiefer bohren. Kein Neger in Afrika wird böse, wenn er als „Neger“ bezeichnet wird. Genausowenig wie er sich etwas dabei denkt, wenn er Weiße als „Langnasen“ bezeichnet oder als „Totengesichter“, was sich in unserem Sprachgebrauch auch nicht unbedingt schmeichelhaft anhört. Ich bin alles andere als ein Rassist, kenne aber aus vielen, vielen Reisen rund um die Welt die Verschiedenartigkeit der Rassen und Völker. Jahrhundertlang war das Wort „Neger“ üblich. Anrühlich wurde es durch amerikanische Rassisten, die daraus abfällig das Wort „Nigger“ prägten. Ich kann einen Neger nicht treffend als „Afrikaner“ bezeichnen. Afrika ist auch Nord-Afrika. Und Marokkaner, Tunesier, Libyer oder Ägypter sind nun einmal keine „Neger“. Und „Afrikaner“ – das sind auch die weißen Nachfahren von Jan van Riebeeck, der um 1652 das Land am Kap der Guten Hoffnung (heute Südafrika) in Besitz nahm. Ein in Afrika geborener „Engländer“ bezeichnet sich als Afrikaner. Bestenfalls als Afrikaner englischer Abstammung. Niemals als Engländer allein. So ist es bei den Holländern und auch bei den dort lebenden Deutschen. Viele aus Indien stammende Afrikaner leben in Südafrika. Auch sie bezeichnen sich als Afrikaner. Versuchen wir es einmal – statt mit den Bezeichnungen „Schwarzer“ oder „Neger“ – mit dem

Wort „Farbiger“. Ich garantiere Ihnen: Sie bekommen damit Ärger in Afrika. Mehr „Farbe“ als die Weißen haben auch Mulatten. Mehr „Farbe“ als die Weißen haben auch die aus Indien stammenden Afrikaner. So freundlich das Wort „Farbiger“ für unsere Ohren auch klingen mag – es ist für viele in Afrika lebenden Menschen unzutreffend – und noch schlimmer: Mit der Bezeichnung „Farbiger“ verletzen sie manche dort lebenden Menschen schwer, weil das Wort für sie schlicht und einfach als „Beleidigung“ gilt. So ungewöhnlich übrigens auch nicht in Europa. Die „politisch Korrekten“ sprechen von „Roma“ und „Sinti“. Eine Bezeichnung, welche die in Ungarn, Bulgarien oder Rumänien lebenden Zigeuner strikt ablehnen. „Zigeuner“ nennen sie sich selber – und finden auch überhaupt nichts „Anstößiges“ daran.

Gegen die „politische Korrektheit“ in Afrika verstoßen sie schwer, wenn sie einer bestimmten Volksgruppe das für uns freundlich klingende Wort „Farbiger“ anheften wollen. Die mit Sicherheit zu erwartende Antwort „Schämen Sie sich für dieses Wort. Wir sind keine Farbigen, wir sind die Bastarde.“ Und in der Tat: Auch offiziell nennt sich diese Volksgruppe „Bastarde“. Genau „Rehobother Baster“, benannt nach dem Ortsnamen Rehoboth, wo sie sich um 1870 niedergelassen haben und bis heute wohnen.

Diese Rehobother Baster sind Nachfahren einer gemischten Bevölkerung der Buren, die mit van Riebeeck kamen, und einheimischer Khoi-San-Frauen. Schon im 18. Jahrhundert bezeichneten sie sich selbst als das „Volk der Baster“. 1870 siedelte eine Gruppe Baster mitten im damaligen Südwestafrika im Ort Rehoboth und dem umliegenden Rehoboth-Gebiet. Unter Führung ihres hochbegabten Führers Hermanus van Wyk und begleitet vom deutschen Missionar Heidmann, waren sie aus der südafrikanischen Kapkolonie in einem zweijährigen Treck nach Norden gezogen. Seitdem verstanden sie sich als eine eigene ethnische Gruppe: Eben die Rehobother Baster. Die „Bastarde“, wie es auf Deutsch heißt und wie sie es selber auf Deutsch übersetzen. Sie gaben sich eigene Gesetze,

bewahrten ihre Selbstverwaltung und hatten Konflikte mit den jeweiligen Kolonialmächten, neigten aber meist stark in „deutsche Richtung“. Auch während der Apartheitszeit in Namibia bzw. Südafrika, in der sie einen großen Beitrag zur Entwicklung der Parteien beitrugen, behielten sie die Zuständigkeit in ihrem Rehobother Gebiet. Erst mit der Unabhängigkeit Namibias 1990 endete dieser Status. Die Zahl der Rehobother Baster: Ungefähr 45 000.

Ich habe unter den Rehobother Bastern mehrere gute Freunde. Als ich sie Anfang 2006 in ihrer Heimat besuchte, stellte ich einem die provozierende Frage: „Wäre es heute nicht zeitgemäßer, wenn ihr euch umbenennt – statt Bastarde zum Beispiel Farbige oder Gemischtrassige?“ Die Antwort ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. „Joachim, Du bist mein Freund und älter als ich. Wärs Du es nicht, würde ich Dir jetzt eine auf Deine weiße, lange Nase geben. Warum willst Du uns beleidigen? Wir sind stolze Bastarde – und wir bleiben es auch für immer.“ Peng – der Schuß saß. Ich werde nie wieder fragen – habe nur ein wenig Sorge, in Deutschland als „Rassist“ durch die Medien geistern zu müssen, wenn ich von den Rehobother Bastern spreche. Verrückte Welt

.....

Übrigens: In Afrika gibt es sehr viel mehr schwarze Rassisten als weiße. Davon habe ich mich mehr als nur einmal persönlich überzeugen können, wenn ich aus nach wie vor existierenden, rein schwarzen Restaurants oder Clubs mehr oder weniger freundlich rauskomplimentiert wurde. Der afrikanische Rassismus – von schwarz wie weiß – trifft auch heute noch die Rehobother Baster, denen Schwarze wie Weiße fälschlich anhängen: Diese Bastarde haben die schlechten Eigenschaften der Schwarzen und die schlechten Eigenschaften der Weißen. Sie sind eben Bastarde.

„Rassismus“ das ist wohl doch ein wenig vielschichtiger und komplizierter, als wir es in Deutschland wahrhaben wollen.

Und unsere linken Gut-Menschen in Deutschland sollten endlich eines kapieren:

① Der von **allen** kultivierten Menschen abgelehnte Rassismus finsterer Prägung ist nicht nur unter Weißen verbreitet. Extreme Formen des Rassismus einer vergangenen Zeit habe ich jedenfalls bei den Schwarzen selber entdeckt, teilweise auch bei einzelnen asiatischen Völkern. Ich erinnere mich noch gut daran, wie ich in den „Siebzigern“ als junger Mann mit meiner thailändischen Freundin Pornthip Chandarathip ein Restaurant im ORIENTAL-Hotel in Bangkok besuchte und einige tief pikierte, reiche Thais demonstrativ aufstanden und das Lokal verließen. Eine Thai-Frau mit einem „Farang“ (Ausländer) das konnte nur eine Hure sein. Und das im vornehmen 5-Sterne-Hotel ORIENTAL. Die Realität sah anders aus: Pornthip stammt aus einer dem König nahestehenden angesehenen thailändischen Generals-Familie, und wir hatten als junge Leute in Bath (England) gemeinsam eine Englisch-Schule besucht.

② Und Bekämpfung eines überholten Rassismus da sind ständige Schuldzuweisungen in deutsche Richtung weder hilfreich noch geschichtlich haltbar. Und die Verbannung des Sarotti-Mohrs aus deutscher Schokoladen-Reklame wird nicht weniger erfolglos bleiben wie der Versuch, auf dem Mond Orchideen zu züchten.

Ich jedenfalls werde auch künftig „Neger-Küsse“ oder „Neger-Köpfe“ essen und keine „Schaum-Küsse“. Ein Rassist bin ich deswegen ganz bestimmt nicht – aber „politisch korrekt“ zu sein das wäre für mich nicht besser.

Bei wirklichen Rassisten und fanatisch orientierten „politisch Korrekten“ sind die Grenzen der Intoleranz sehr fließend und gehen häufig ineinander über.

Wie schütze ich meine besten Legehennen vor dem kleinen „Satans-Braten“?

Eigentlich wollte ich den folgenden Mini-Bericht nicht bringen. Ich fürchte, daß er für manchen Leser zu schockierend ist. Deswegen habe ich lange gezögert. Aber da es sich keinesfalls um einen afrikanischen Einzelfall handelt, soll es auch jeder wissen. Noch einmal zum Thema Sexualität in Afrika: Eine angesehene und glaubwürdige deutsche Farmersfrau aus Lüderitz, bei der ich oft zu Gast war, hatte keine Erklärung dafür, daß immer wieder in ihrem Hühnerstall tote und blutverschmierte Hühner am Boden lagen. Marder, Iltis, Wiesel? Die Hühner wären anders getötet worden. Sie legte sich auf die Lauer – und ertappte den 8jährigen Sohn eines schwarzen Farmarbeiters, der erste sexuelle Versuche an den Hühnern ausprobierte. Im Klartext: Er hielt die Hühner fest und vergewaltigte sie. „Klatsch“ hatte er eine Ohrfeige weg – und die Deutsche ging aufgebracht und empört zum schwarzen Papa. Der sah nur fassungslos die vor Aufregung zitternde weiße Frau an – und antwortete ebenso entgeistert: „Aber mein Sohn muß es doch lernen. Was haben Sie denn dagegen? Es bringt doch jedem Freude.“

Zwei Wochen ging es gut. Die Hühner hatten ihre Ruhe. Als dann eines Tages auch die beiden besten Legehennen tot im Stall lagen, entließ die Farmerin die schwarze Familie des kleinen Jungen, den sie nur noch „Satans-Braten“ nannte.

Kommentar der entlassenen Familie: „So sind sie eben – diese weißen Rassisten.“

„Hermann“ Göring, Diamanten und geklautes Land

In Südwestafrika (Namibia) leben Fidel Castro, der alte Reichskanzler Otto von Bismarck, der Rassisten-Strolch Robert Mugabe und selbst Göring in Frieden und Eintracht. Zumindest auf der Straßen-Beschilderung. Es ist schon ein seltsames Gefühl, in Windhuk von der Bismarckstraße direkt auf die „Fidel-Castro-Street“ zu stoßen, um bald in die „Robert-Mugabe-Street“ einzumünden. Mugabe ist ein Strolch. Was sonst? Rhodesien, die einstige Kornkammer Afrikas, hat er innerhalb kürzester Zeit zum Armenhaus gemacht, sich selber natürlich reich. Den Weg zu seinem Reichtum durch die Enteignung weißer Farmer ist mit Leichen gepflastert. Aber die meisten Schwarzen verehren ihn – und es ist üblich, in anderen afrikanischen Ländern Straßennamen nach ihm zu benennen. Simpler Grund: Mugabe ist schwarzer Rassist, gegen die Weißen und einer der „erfolgreichsten“ Landräuber im schwarzen Kontinent. „Schlagt die Weißen tot, wenn sie nicht freiwillig ihre Farmen abgeben“, eine simple Parole. Erfolgreich ist sie nicht. Und was in Deutschland „politisch unkorrekt“ geworden ist, zu sagen: Zur Zeit der weißen Farmer ging es in Rhodesien auch den Schwarzen gut. Dann wurden sie über Nacht „Farmer“. Jede weiße Farm, die von Schwarzen übernommen wurde, war spätestens nach 6 Monaten am Ende, eine fast unbrauchbare Wüste. Die Gebäude ungepflegt, das Land nicht bewässert, das Vieh krank, ungepflegt, bald notgeschlachtet. Es mag sich für linke Anhänger der „Alle-Menschen-sind-gleich-Parole“ ja schön anhören, daß es nun auch mehr und mehr schwarze „Farmer“ gibt, aber es sollte erlaubt bleiben, folgende Fragen zu stellen:

- ❶ Wie kommt es, daß fast überall dort, wo nach einer „weißen Regierung“ Schwarze das Ruder in die Hand bekommen haben, schon nach wenigen Jahren Not und Elend herrschen?



- ② War es wirklich richtig, „menschlicher“ und für das Land gut, schlecht ausgebildeten und von der Mentalität her völlig anders „gestrickten“ Menschen Farmen zu überantworten, die sie weder von der fachlichen Ausbildung noch von der Arbeitsmoral her halten konnten?

Ich erinnere mich an eine Reise mit dem früheren bayerischen Ministerpräsidenten Alfons Goppel in die einst deutsche Kolonie Togo. Goppel war damals schon Pensionär, aber immer noch Präsident des Bayerischen Roten Kreuzes. Togo ist ein armes Land, müßte aber nicht arm sein. Fruchtbare Erde – fast überall. Wir waren überrascht, daß Tausende von Hektar besten Landes brach und völlig ungenutzt blieben, Goppel aber zur gleichen Zeit immer wieder um Nahrungsmittel-Hilfe aus Deutschland gebeten wurde. Nach einigen Tagen brach es aus dem alten CSU-Fuchs heraus, und er sagte mir: „Es liegt daran, daß die Schwarzen keine Vorratspolitik kennen. Sie leben von heute auf morgen, bauen in ihren Gärtchen nur das an, was grad zum Überleben von einem Tag auf den anderen reicht. Hinzu kommt, daß sie – selbst wenn sie mehr anbauen würden – erhebliche Lagerungsprobleme hätten.“ Geschockt waren wir beide, als wir mit eigenen Augen sahen, wie Schwarze kleine Wälder umstellten, sie anzündeten und dann die fliehenden Buschratten mit Knüppeln totschiessen, um sie als Delikatesse zu grillen.

Das Ende der Kolonialzeit war nicht zu stoppen – und Kolonien sind ein Relikt vergangener Zeit. Mehr Freiheit, Frieden, Wohlstand, „Gleichheit und Brüderlichkeit“ – nein, das hat der schwarze Mann seinem eigenen Kontinent seitdem nicht gebracht.

Nun sehe ich sie endlich selber einmal, die in Deutschland so oft erwähnte „Göringstraße“ im südwestafrikanischen Hafen- und Diamantenstädtchen Lüderitz. Göringstraße 1 – ein schmuckes Häuschen, ein wenig noch im Baustil der Kolonialzeit nicht weit vom Anleger am Hafen gelegen. Göringstraße – eindeutiger Beleg für die „faschistoide Gesinnung“ der noch in „Südwest“

lebenden Deutschen, die „ja schon von Anfang an auf Seiten der Nazis“ gestanden haben, sagen die Linken. Aber Linke und Geschichte. Das ist ein Thema für sich. Auch wenn es 100 000 Mal geschrieben wurde: Die Göringstraße in Lüderitz ist nicht nach dem fetten und eiteln Reichsmarschall Hermann Göring aus der Hitler-Zeit benannt. Es ist nicht das Verschulden von Görings Papa, daß sein Sohn „so ganz aus der Art einer vornehmen deutschen Familie“ schlug und Hitler-Anhänger wurde. Papa Göring – und nur nach ihm ist die Göringstraße in Lüderitz benannt – war von 1885 bis 1890 als auch von den Sozis angesehener Reichskommissar Dr. Heinrich Göring in Deutsch-Südwestafrika tätig. Sohn Hermann ärgerte sich – auch öffentlich – immer wieder darüber, daß sein Vater für ihn viel zu „englandfreundlich“ („anglophil“) gewesen sei. Und was der dicke Hermann seinem Vater überhaupt nicht verzeihen konnte: Papa gab einen Teil seines nicht zu üppig bemessenen Beamtengehaltes auch den im Nachbarland Südafrika lebenden Buren, was er aber später „sehr bedauert“ habe (so Hermann Göring), weil ganz Südafrika zu Beginn des Ersten Weltkrieges dann 1914 gegen Deutschland in den Krieg zog, die Buren eingeschlossen.

Papa Görings Empörung darüber war verständlich, denn 1885 hatten die Kolonialmächte (selbst Rußland gehörte zu den Unterzeichnern) in der sogenannten Kongoakte vereinbart, etwaige Kriege gegeneinander in Zukunft nicht auf die Kolonien auszudehnen. Auch sollten Kolonialtruppen nicht in Europa eingesetzt werden. Das Deutsche Kaiserreich – was immer man ihm nachsagen mag – war strikt vertragstreu und glaubte gleiches von den anderen Unterzeichnern, unterhielt deswegen in Deutsch-Südwestafrika ganze 1800 Soldaten. Daß sich Großbritannien und Frankreich im Ersten Weltkrieg nicht an die Kongo-Akte halten würden, war zur deutschen Kolonialzeit noch nicht abzusehen.

Eigenartig mit uns Deutschen: Seit 1945 neigen wir dazu, über solche Dinge nicht zu sprechen. Wir erniedrigen und

beschuldigen uns lieber selber. Mein Freund Heinrich Lummer, der einstige Berliner Bürgermeister, formulierte es so: „Andere Völker verherrlichen in Denkmälern ihre Siege, wir Deutschen unsere Schande“, und spielte damit auf das gewiß nicht schöne Holocaust-Denkmal am Brandenburger Tor in Berlin an. So sehr mich das Thema „deutsche Kolonialgeschichte“ reizt, weil darüber extrem viel Blödsinn geschrieben wurde, es sprengt den Rahmen dieses Buches und war nur als kurzer „Ausflug“ gedacht. Aber es wäre angebracht, ein ganzes Buch über die für Deutsche eingerichteten Kriegsgefangenenlager der Engländer von 1915 bis 1919 im Süden Afrikas zu schreiben und die anschließende Deportation von fast 6000 deutschen Frauen, Kindern und Männern aus dem einstigen Südwest. Die geschichtlichen Sendungen des deutschen Fernsehens beschränken sich mehr und mehr auf die „heiß gestrickten“ und einseitig orientierten Berichte eines Guido Knopp, die bei tieferem Bohren meist Dampf an die Erdoberfläche befördern.

Ein netteres Thema: Diamanten. Einfach ist es nicht, hier zwischen Phantasie, reiner Dichtung und Wahrheit zu unterscheiden. Die saubersten Informationen – wie in den meisten Geschichtsfragen des einstigen Deutsch-Südwestafrika – liefern dazu alte Unterlagen aus der „Sam-Cohen-Bibliothek“ in Swakopmund – von der gleichnamigen jüdischen Familie Cohen 1977 eröffnet.

Begonnen hatte es wohl mit Kupfer und weißem Marmor. Deutsche und schwarze Arbeiter fanden in den südwestafrikanischen Otavi-Minen reichlich Arbeit und guten Lohn. Auch Zinn und Marmor wurde mehr und mehr gefunden. Noch heute bauen Italiener in Namibia weißen Marmor ab, um ihn dann von Italien aus als „Carrara-Marmor“ teuer in der Welt zu verkaufen. **Wahrscheinlich** war es ein Eingeborener, der beim Bau der deutschen Eisenbahn im Mai 1908 einen Diamanten fand. Er zeigte den Stein seinem deutschen Chef, und ein rastloses Suchen begann. Die in der Sam-Cohen-Bibliothek gelagerte „Afrika-Post“ von 1979 beschreibt es auf Seite 313 so:

„Wenige Tage lang vergaß der Bahnmeister der Deutschen Reichsbahn, August Stauch, im Juni 1908 seine Pflicht gegenüber dem Deutschen Reich und den zuständigen Bergbaubehörden. Sie genügten, um ihn zum mehrfachen Millionär zu machen. Stauch war kurze Zeit vorher als Eisenbahnbeamter in das Schutzgebiet Deutsch-Südwestafrika gekommen. Er siedelte sich in Lüderitz an. Zu seinen Aufgaben als Bahnmeister gehörte die Kontrolle eines etwa zehn Kilometer langen Abschnitts, der häufig von Sanddünen der Namib-Wüste verweht wurde. Mit Hilfe von bereitgestellten Kolonnen von Eingeborenen wurden diese Verwehungen regelmäßig beseitigt. Er schärfte seinen Arbeitern ein, auf ungewöhnlich aussehende Steine zu achten. Eines Tages kam einer der Arbeiter, Zacharias Lewala, mit einem Fund zu Stauch. Lewala stammte aus der Kapkolonie und hatte u.a. auch in der Diamanten-Grube von Kimberley gearbeitet. Zunächst traute Stauch weder den Beteuerungen noch seinen Augen. Mit dem Stein versuchte er, das Glas seiner Taschenuhr zu kratzen, da Diamanten bekanntlich härter als Glas sind. Es gelang ihm. Aber Stauch war sich seiner Sache noch nicht ganz sicher. Er hielt den Fund zunächst geheim. Erst als ein Fachmann ihm bestätigte, daß es sich hier wirklich um einen Diamanten handelte, wanderte August Stauch nach der später Kolmannskuppe benannten Stelle. Dort sicherte Stauch sich vertraglich vereinbarte ‚Claims‘, wie die Sammel- und Schürfstellen sich nannten.“

Eine weitere Beschreibung über die ersten Diamantenfunde fand ich in einem Bericht von Willy Lützenkirchen in der Afrika-Post von 1981 auf Seite 29. Wörtlich:

„Eine Kolonne aus Schwarzen und Mischlingen kroch auf der Suche nach Diamanten durch den Sand, bewacht von Aufsehern mit Peitsche und Pistole. Tonnenweise wurde Sand gesiebt. Stauch lebte in einem Zelt, das oft genug von Sandstürmen weggerissen wurde. Aber bis Ende 1908 hatte sich Stauch ein Vermögen aus dem Sand gebuddelt. Seine Ausbeute: 39.000 Karat Rohdiamanten. Die Namib wurde zur Diamantenwüste, Kolmannskuppe für ein

paar Jahre zur reichsten Stadt Afrikas. Bald arbeiteten 20 000 Menschen auf den Diamantenfeldern. An einem Tag konnte ein Mann rund 2000 Karat Rohdiamanten einsammeln!“

Zum Verständnis: Ein sehr guter und zum Brillant geschliffener Diamant kostet heute pro Karat ungefähr 15 000 EURO.

Bis zur Zeit der Diamantenfunde war Deutsch-Südwestafrika für das Deutsche Reich nichts anderes als ein „Verlustgeschäft“, was der wenig kolonial-freudige Bismarck vorausgesehen hatte. Durch die Diamantenfunde wurde der Gewinn der Landesregierung so groß, daß die jährlichen Unterstützungen des Deutschen Reiches wegfallen konnten. Südwest zahlte seine Verwaltung aus eigenen Mitteln. Nur die „Schutztruppe“ mußte noch von Deutschland aus unterhalten werden.

Das heutige Namibia fördert mit Hilfe der Firma de Beers und eines russisch-jüdischen Unternehmers noch immer gewinnbringend Diamanten. 10 Prozent Schmuck- und 90 Prozent Industrie-Diamanten. 50 Prozent des Gewinns bleibt im Land, und de Beers bestimmt nach wie vor den internationalen Diamantenpreis, schmeißt nie alle gefundenen Diamanten auf den Markt. Der künstlich hochgehaltene Preis bräche zusammen.

Ein großer Teil der Diamanten wird in Namibia heute mit Spezialschiffen von de Beers vom Meeresboden aufgesaugt – wertlose Steine schon auf dem Wasser mit Laserstrahlen von Diamanten aussortiert.

Von den Diamanten noch einmal zurück zur Fidel-Castro-Street in der namibischen Hauptstadt Windhuk, die noch heute an eine deutsche Stadt mit viel Sonne erinnert. Im Gegensatz zu Robert Mugabe ist Fidel Castro in Namibia weniger beliebt. Die schwarzen Kommunisten danken ihm zwar nach wie vor seine Unterstützung bei der „Befreiung“ von weißer Vorherrschaft – was sie ihm aber arg verübeln, das sind die kubanischen Ärzte im Land. Fidel Castros Kuba rühmt sich ja weltweit mit seinem „großartig ausgebauten Gesundheitssystem“ und

einem „dichten Netz hochqualifizierter Ärzte“. Aber nur in allergrößter Not gehen schwarze oder weiße Namibier zu diesen Wunderärzten, weil deren medizinische Kenntnisse oft unter denen eines guten deutschen Krankenpflegers liegen, was unsere linke „Medien-Mafia“ natürlich überhaupt nicht daran hindert, Fidels „Wohltaten“ für die Volksgesundheit zu rühmen.

Ich schwankte zwischen Mitleid und „klammheimlicher Freude“, als ich in Windhuk folgende Szene beobachten konnte: Eine schwarze Mama wollte ihren etwa 8jährigen Sohn mit Bauchschmerzen in die Praxis eines kubanischen Arztes bringen, der seine Patienten fast kostenlos behandelt. Der kleine Schwarze weinte bittere Tränen, strampelte wie verrückt, um seiner Mutter zu entkommen. Mein Dolmetscher übersetzte mir das Angstgeschrei des Kleinen: „Nicht zu dem aus Kuba, nicht zu dem aus Kuba. Da sterben doch alle Menschen.“

Schließlich siegte mein Mitleid vor der „anti-kommunistischen Schadenfreude“. Ich brachte die Mutter mit dem schreienden Jungen ins deutsche Krankenhaus, wo die Ärzte runtergeschluckte Steinchen im Magen des Kindes entdeckten, die sie mit Rizinusöl auf „natürliche Weise“ wieder nach draußen beförderten. Die Behandlung kostete übrigens keine 7 EURO.

Ich erinnere mich noch an deutsche Fernsehbilder: Hochwasser in New Orleans. Und Fidel Castro ließ in einem Stadion Tausende von kubanischen Ärzten mit Rucksack antreten. „Unsere Ärzte stehen den USA zur Hilfe bereit. Ein Wort von Präsident Bush – und sie kommen.“

Was ist den USA erspart geblieben! Nach dem Elend des Hochwassers auch noch das Elend der kubanischen „Ärzte“, von denen anschließend wohl nur die wenigen, absolut linientreuen wieder nach Havanna zurückgeschippert wären.

Lebende Kinder mit Bohnen gekocht – „Wahrheit“ über den Herero-Aufstand

Das ist mehr als nur „starker Tobak“: Deutsche Soldaten der kaiserlichen „Schutztruppe“ im einstigen Deutsch-Südwestafrika haben nach dem Herero-Aufstand vor rund 100 Jahren „lebende Kinder mit Bohnen gekocht und die Eltern zum Essen dieses Mahls gezwungen. Es war normal, daß ganze Schulklassen den Hinrichtungen ihrer Führer durch Deutsche beiwohnen mußten – und es war auch nicht ungewöhnlich, den Schwarzen die Haut abzu ziehen, die dann als Schutz gegen die sengende Sonne die Haut der Weißen schützen sollte.“

Die Sache hat nur einen Haken: Nichts daran stimmt. Für linke Geschichts-Fälscher aber kein Grund, von der Verbreitung solchen horrenden Blödsinns abzulassen. Überbleibsel des „kalten Krieges“ aus der Giftküche des Stalinismus – aber noch heute begierig von sogenannten „Gut-Menschen“ aufgekocht. Es ist gängige Geschichtsschreibung geworden, daß der „Freiheitskampf der Schwarzafrikaner gegen die Unterdrücker und Ausbeuter brutal, unmenschlich und völkermörderisch“ niedergeschlagen wurde.

Uninteressant, daß der deutsche Afrika-Forscher und der noch heute bei Schwarzafrikanern verehrte Hermann von Wissmann zu den erfolgreichsten und glühendsten deutschen Kämpfern gegen die Sklaverei in Afrika zählte. Für Deutschlands Linke ist und bleibt er „Kriegsverbrecher“. Sie nehmen nicht zur Kenntnis, daß wichtige schwarzafrikanische Volksführer ihm noch heute Ehrenreden halten, ihn ihren „Blutsbruder“ nennen und Kränze an seinen Denkmälern niederlegen. In Deutschland stürzten „aufgeklärte“ Studenten 1967 sein Denkmal vor der Hamburger Universität. Und es waren ebenso ahnungs- und kenntnislose Fanatiker, die das Denkmal, beschädigt und besudelt, vor einigen Monaten an den Landungsbrücken im Hamburger Hafen aufstellten – mit der Absicht, es

abermals zu stürzen. Das Nachrichtenblatt Nr. 38 vom 2. Halbjahr 2005 des „Traditionsverbandes ehemaliger Schutz- und Überseetruppen“ schreibt dazu: „Wißmann traf auf seinen Afrika-Expeditionen von 1883 bis 1885 auf erschütternde Sklavenkarawanen und deren Spuren.“ „Oft sahen wir im Walde von Kundugulu die Überreste der beklagenswerten Opfer am Wege liegen“, schreibt er in seinem ersten Buch, in dem seine tiefe Empörung über das Abschlachten erschöpft Liegeengebliebener ebenso zum Ausdruck kommt, wie immer wieder in seinem großen Bericht „Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost“, der seinen Namen in ganz Europa bekanntwerden ließ. Darin schreibt er über die Sklavenraubkriege, in der von ihm besuchten Stadt „Baqua-Peschi im Land der Bassonge“ – zuvor „ein kleines Paradies“: „Welche Veränderung war vorgegangen! Rechts und links vom Wege überwucherte das Gras die Stellen, wo früher glückliche Menschen lebten. Nur ein halb verkohlter Pfahl oder ein in der Sonne bleichender Schädel zeigte, was hier geschehen war. Grauenhaft war die Totenstille, als ich im Jahr 1886 unter dem Schatten derselben Palmen wandelte, unter denen nur so wenig früher lautes Jubeln und freundliches Grüßen von Tausenden mir entgegenschallte, und heiß überlief mich das Gefühl des Zornes über die, welche hier solch entsetzliche Änderungen hervorgerufen hatten, die Araber.“

In seinem dritten großen Afrika-Buch schließlich „Meine zweite Durchquerung Äquatorial-Afrikas vom Congo bis zum Zambesi“ findet sich ein Hinweis auf die größte Aufgabe, die ihm das Leben stellen sollte: „Die Schuld des Urhebertums dieser Greuel trifft ohne jede Frage den Araber, denn nur durch seine Initiative war es möglich, immer weiter vorzudringen, immer weiter zu unterjochen, zu entvölkern, und daher muß, wenn man an Abhilfe denkt, wenn man den armen wehrlosen Eingeborenen nachhaltig schützen will, das Arabertum in diesen Ländern ausgerottet werden mit Stumpf und Stiel, bevor es eine Macht erreicht, der wir Europäer des feindlichen

Klimas und der Entfernung wegen nicht mehr gewachsen sind, wie dies im Süden der Fall war. Es war hohe Zeit, daß bald nach den bösen Tagen, über die ich hier berichtete, schärfer vorgegangen wurde gegen die afrikanische Pest, und mir gewährte es spezielle Genugtuung, beim Niederschlagen des Aufstandes der Araber in Ostafrika an der Küste, vor der aus die Hauptanregung zu den beschriebenen Greueln ausgeht, den empfindlichsten Schlag zu führen.“

Weiter heißt es in dem Nachrichtenblatt:

Es war der vom politischen Weitblick und treffender Einschätzung der Persönlichkeit Wißmanns bestimmte Auftrag des Reichskanzlers Fürst Bismarck, der den erst 36jährigen Offizier mit bereits fast 10jähriger Afrika-Erfahrung in die Lage versetzte, als Reichskommissar und Kommandant der „Deutschen Schutztruppe für Ostafrika“ diesen „empfindlichsten Schlag“ zu führen, mit militärischen Mitteln, wie sonst? „Nur ein Umstand war es“, so schreibt Wißmann später in seinen Aufzeichnungen, „der uns ein moralisches Recht gab, uns zu Herren zu machen: die Sklavenwirtschaft und die hierdurch bedingte schreckliche Entvölkerung des weiten Innern des Kontinents. Es galt, durch Einführung einer neuen Ordnung den wilden, menschenverachtenden Zuständen unter der Hegemonie der Araber ein Ende zu machen.“ Wißmann, der 1895/96 nur für kurze Zeit Gouverneur von Deutsch-Ostafrika war, starb als junger Mann bei einem Jagdunfall. Die Nachfahren der seinerzeit von ihm befreiten Schwarz-Afrikaner verehren ihn noch heute sehr.

Aber in Deutschland sind es Deutsche, die sein Andenken verunglimpfen und sein Denkmal stürzen.

Mit dem einstigen Deutsch-Südwestafrika hat Wißmann direkt nichts zu tun. Aber die deutsche Selbst-Kasteiung dort ist vergleichbar mit der Entehrung Wißmanns und ähnlich hirnrissig. Wesentliche Wegbereiter einer „deutschen Alleinschuld“ beim Herero-Krieg der Deutschen

von 1904 in Deutsch-Südwestafrika sind zweifellos der frühere Grünen-Außenminister „Joschka“ Fischer und die Entwicklungshilfe-Ministerin Wieczorek-Zeul, die auf einer ihrer letzten Reisen nach „Südwest“ (Namibia) vor allem durch hysterische und tränenreiche Umarmungs-Szenen mit Hereros auffiel, die das Kapitel längst abgeschlossen hatten oder sehr viel differenzierter betrachten als die deutsche SPD-Politikerin. Ich kann hier nur auf die wichtigsten Fakten eingehen. Allen, die mehr zum Thema wissen möchten, empfehle ich das Buch „Der Wahrheit eine Gasse“ von H.R. Schneider-Waterberg – von der Gesellschaft für Wissenschaftliche Entwicklung, Swakopmund, Namibia.

Kolonial-Denkmal in Bremen – nicht weit entfernt vom Hauptbahnhof der Hansestadt, eingeweiht am 6. Juli 1932. Ein aus rotem Ziegel gemauerter Elefant. Über einer Krypta zu Ehren der Gefallenen des Ersten Weltkriegs in den ehemals deutschen Kolonien. Neu am alten Denkmal eingeweiht – eine Gedenktafel – oder wohl eher ein „politisch korrekt“ mahnender Zeigefinger, auf dem unter anderem die Zeilen stehen: „Afrikas Probleme sind noch heute mit Kolonialismus, Rassismus und andauernder Ausbeutung eng verbunden. Afrikas Menschen haben unter großen Opfern in Befreiungskämpfen erfolgreich Widerstand geleistet.“

Große Worte. Mein Eindruck bei etlichen Afrika-Reisen ging eher in diese Richtung:

- ① In der Nach-Kolonialzeit geht es fast allen afrikanischen Ländern wirtschaftlich erheblich schlechter. Kein vernünftiger Mensch kann heute noch die These von der Wiederherstellung der Kolonien vertreten. Aber fast überall in Afrika bin ich Schwarz-Afrikanern begegnet – auch unter leitenden Politikern – die mir klar und offen gesagt haben: „Die Kolonialzeit war doch gar nicht so schlecht, wie sie heute in Deutschland gemacht wird.“ Mit großem Stolz probierten sie bei mir ihre verbliebenen Deutsch-Kenntnisse aus – und in Togo wur-

den alle „Über-100jährigen“ zusammengerufen, um mir ihre noch gut erhaltenen Zeugnisse aus deutschen Schulen zu präsentieren.

- ② Rassismus habe ich in Afrika häufig getroffen. Aber keinesfalls nur bei weißen Afrikanern, die dort seit Generationen leben. Rassismus – und davon bringt mich niemand ab – ist bei den Schwarzen sehr viel stärker und oft auch bösartiger ausgeprägt als bei Weißen. Es gibt in Afrika nicht nur den Rassismus „Schwarze gegen Weiße“, sondern fast noch verrückter den Rassismus des einen schwarzen Stammes gegen den anderen, was zu unglaublichen Vorfällen führen kann, wenn in einem Krankenhaus das Personal vom Stamme X plötzlich den in Lebensgefahr eingelieferten Mann vom Stamm Y nicht behandeln will und ihn ohne Rührung verbluten läßt.
- ③ Wirkliche „Ausbeutung“ der Kolonien war eine Sünde, die nicht bestritten werden kann. In den deutschen Kolonien – in allen – waren aber die Investitionen des Deutschen Reiches höher als die Gewinne durch „Ausbeutung“. So war es in Togo, Kamerun, Deutsch-Südwestafrika und auch Deutsch-Ostafrika. Das beweisen die heute noch existierenden Haushalts-Unterlagen aus der Zeit der Kolonien. Einschränkend muß ich hinzufügen: Die Unterlagen von Samoa und Deutsch-Neuguinea konnte ich nicht einsehen.
- ④ Es ist unrichtig, daß sich die weißen „Kolonialisten“ immer nur den Schwarzen aufgezwungen haben. Die Landkauf-Verträge und sich daran meist anschließenden „Schutzverträge“ waren von den meisten afrikanischen Häuptlingen heiß begehrt, weil sie Mord, Totschlag, Raub und Diebstahl von schwarzen Stämmen an anderen schwarzen Stämmen meist ein Ende bereiteten.
- ⑤ Neben den bekannten und oft genug beschriebenen Auswüchsen des Kolonialismus, gegen die kein vernünftiger Mensch etwas zur Verteidigung sagen wird, muß aber auch festgehalten werden, daß etliche afrika-

nische Staaten noch heute von der „bösen Kolonialzeit“ profitieren. Sei es durch Straßen, Schulen, Kindergärten, Krankenhäuser und im „Mutterland“ ausgebildete Wissenschaftler.

Aber auch hier muß auf ein Fehltrail der deutschen Linken hingewiesen werden: Die angeblich durch die Kolonialmächte verschuldete mangelhafte Ausbildung vieler Schwarz-Afrikaner wird immer wieder als Gegenargument hervorgezaubert, wenn darauf hingewiesen wird, daß die Schwarzen innerhalb kurzer Zeit „weiße Farmen“ runtergewirtschaftet oder einen ganzen Staat ins Unglück, in Not, Tod und Elend führen. Tatsache ist aber, daß es oft im Westen gut ausgebildete afrikanische Staatsführer waren, die diesen „Platzvorteil“ gegenüber ihren Landsleuten schamlos ausnutzen und nur ein Ziel haben: Selbstbereicherung und Aufrichten despotischer Diktaturen. Die unterschiedliche Mentalität von Menschen paßt nicht ins linke Menschenbild, wird einfach unterschlagen. Die Engländer waren als Kolonialherren „von anderem Schlag“ als die Deutschen. Aber zur Rettung – auch der englischen Ehre – muß auch das erlaubt sein, zu sagen: In Indien gäbe es z.B. noch heute die grausamen Witwenverbrennungen, wenn sie von den Engländern in der Kolonialzeit nicht mit aller Härte bekämpft worden wären.

Ich kann nur wiederholen: Rassismus ist menschlich unanständig und überholt – Kolonialdenken in der heutigen Zeit ebenso. Aber damals waren andere Zeiten und andere Auffassungen vom Bild des Menschen. Machen wir doch nicht alles so schlecht, was in Wahrheit so schlecht gar nicht war und viel mehr aus dem Verständnis eines anderen Jahrhunderts gesehen werden muß.

Doch jetzt einige entscheidende Punkte zum Thema Deutsch-Südwestafrika und dem dortigen Herero-Aufstand von 1904, für den die deutsche Nation nach rund 100 Jahren zur Kasse gebeten werden soll, obwohl kein einziger Betroffener der damaligen Zeit nach so viel Jahren noch am Leben ist. Auch nicht, weil die Idee dazu

von den Schwarzafrikanern geboren wurde. Deutsche Politiker – an der Spitze Ex-Außenminister Fischer und die SPD-Entwicklungshilfe-Ministerin Wieczorek-Zeul – gehören zu den Schöpfern dieser deutschen Alleinschuld – und sie waren es, die ganz maßgeblich einige Hereros auf die „Wiedergutmachungs-Idee“ gebracht haben.

Behauptung und Wahrheit – hier der Unterschied:

1. Dichtung: Landraub

Die Deutschen haben den Hereros in Südwestafrika das ihnen seit Jahrhunderten gehörende Land geraubt, zumindest aber mit billigen Tricks und einer lächerlichen Summe abgekauft.

Die Wahrheit

Bismarck war als Reichskanzler strikt gegen eine Kolonie in Südwestafrika. Als er im Jahre 1863 von Missionaren der Rheinischen Mission um den „Schutz des Vaterlandes“ gebeten wurde, lehnte er ab und verwies an die englische Regierung, die auch zusagte, den deutschen Missionaren in Südwest denselben Schutz zu gewähren, den sie den englischen und kapländischen Jägern und Unternehmern gewährte. Zu der damaligen Zeit hatten die Stämme der untereinander verfeindeten „Namas“ und der Hereros unter ihrem Häuptling Maharero das Kommando im sandigen und wüstenartigen Küstengebiet von Südwest. Andere schwarze Stämme, die dort 200 Jahre zuvor gelebt hatten, waren von den Hereros vertrieben oder umgebracht worden. Maharero versuchte, die in Kapstadt regierenden Engländer als „Schutzmacht“ für Südwestafrika zu gewinnen. Der englische Regierungskommissar W. C. Palgrave hatte sich zu diesem Zweck bereits vier Jahre (1876 bis 1880) im Land aufgehalten. Aber von den sich ständig bekriegenden Hereros und anderen schwarzen Stämmen hatte er bald genug, reiste ab, und das Parlament in Kapstadt erklärte offen: „Danke. Aber kein Interesse.“ Und die englische Regierung schränkte nun früher gegebene Schutz-Zusagen ein und

betonte, daß der von ihr gewährte Schutz nur noch für diejenigen gelte, die sich innerhalb der englischen Besitzung Walfischbai in Südwest aufhielten. Jenseits der Baigrenze wohne jeder auf eigene Gefahr. Die Regierung habe nicht die Absicht, ihre Oberhoheit und Gerichtsbarkeit über das Stammesgebiet der Hereros und Namas auszudehnen. Zu dieser Zeit landete in der später nach ihm benannten Lüderitz-Bucht in Südwest der Bremer Kaufmann F. A. E. Lüderitz aus Bremen. Von Namahäuptling Josef Frederik in Bethanien kaufte er das öde Wüstenland zu einem damals hohen Preis im Umkreis von 5 Meilen um die Lüderitzbucht (1. Mai 1883). Erst ein Jahr später – am 24. April 1884 – telegrafierte Bismarck an den deutschen Konsul Lippert in Kapstadt: „Sie wollen amtlich erklären, daß Lüderitz und seine Niederlassungen unter dem Schutz des Deutschen Reiches stehen.“ Damit hatte Deutschland festen Fuß im ödesten Teil von Südwestafrika gefaßt, und Lüderitz konnte seine geplanten Handelsniederlassungen aufbauen.

Den Engländern hatte man sich als „Kolonie“ angeboten wie „Sauer-Bier“. Die hatten abgelehnt. Nun waren Namas wie Hereros über den Kauf und den Schutzvertrag der Deutschen überglücklich und sprachen von einer erwünschten „langen Friedenszeit“, die auch beinhalten sollte, sich gegenseitig keine Rinder mehr zu stehlen.

2. Dichtung: Erzwungene Schutzverträge

Die Deutschen haben sich unter Lüderitz durch Zwangsschutzverträge mehr und mehr Land in Südwestafrika gewaltsam „unter den Nagel gerissen“.

Die Wahrheit

Hier beziehe ich mich auf einen der besten Afrika-Kenner der damaligen Zeit, Dr. H. Vedder, der dazu folgendes feststellt: „Lüderitz verfolgte den Plan, die ganze Namib bis 20 Meilen landeinwärts in seinen Besitz zu bringen. Er wollte dann an geeigneten Küstenorten weitere Handelsniederlassungen einrichten. Der Küstenstreifen, den er noch nicht erworben hatte, befand sich aber im Besitz verschiedener

Nama-Stämme. Er mußte daher mit den Häuptlingen von Walfischbai, Windhuk, Franzfontein und Sesfontein verhandeln. Diese waren froh, für wertloses Land wertvolle Waren und Geld zu erhalten.“ Die Kaufverträge wurden in kurzer Zeit und ohne jeglichen Druck abgeschlossen. Druck machten nur die schwarzen Häuptlinge, die Angst hatten, daß die Deutschen wieder abspringen könnten und sie auf dem ausgetrockneten Land sitzenbleiben würden. „Um aber diese Privaterwerbungen zugleich der Oberhoheit und dem Schutz des Deutschen Reiches zu unterstellen, bedurfte es weiterer Schritte. Die zu unternehmen, kam Dr. Nachtigall, der Generalkonsul für die Westküste von Afrika, nach Südwest. Er erweiterte die Kaufverträge durch Schutzverträge mit dem Deutschen Reich. Auch diese Verträge wurden mit denselben Häuptlingen abgeschlossen, die einen Teil ihres Landes an Lüderitz verkauft hatten. Sie erstreckten sich aber nicht nur auf die verkauften Gebiete, sondern wunschgemäß auch auf die noch unverkauften Stammesbesitzungen der Häuptlinge und ihrer Untertanen. Den Eingeborenen wurde darin Schutz für Leben und Eigentum versprochen. Ihnen blieb die eigene Gerichtsbarkeit erhalten. Gewährt wurde die Niederlassung deutscher Kaufleute und Ansiedler auch in denjenigen Gegenden ihrer Stammesgebiete, die unverkauft geblieben waren. Dr. Göring und Dr. Büttner als Bevollmächtigte des Deutschen Reiches erreichten ohne Ankauf der Grundstücke weitere Schutzverträge mit Häuptlingen von Okahandja, Omaruru, Rehoboth, Hoachanas, Keetmanshoop und Warmbad. Nur e i n Häuptling war gegen Verbindungen mit Deutschland: Hendrik Witbooi, Häuptling von Gibeon. Aber nicht, weil er heute fälschlicherweise als Freiheitsheld gefeiert wird und die Geldscheine von Namibia ziert, sondern weil er andere schwarze Stämme weiter mit Krieg, Überfällen und Räuberei überziehen wollte.

Später kämpfte dieser afrikanische „Freiheitsheld“ dann gemeinsam mit der deutschen Schutztruppe gegen andere Stämme, bei denen er gern das Sagen haben wollte.

3. Dichtung: Von Anfang an Militärmacht als Druck

Die Deutschen demonstrierten ihre Macht von Anfang an mit preußischem Militär.

Die Wahrheit

Die angeblich „mächtige deutsche Armee“ in Südwest bestand anfangs aus genau zwei Offizieren und fünf Unteroffizieren. Ihre erste Aufgabe war, brauchbare Eingeborene, besonders „Bastards“, anzuwerben und einzutüben. Die Regierungsgeschäfte besorgte Dr. Göring. Als oberster Beamter in Südwest hatte er keinerlei Mittel zur Verfügung. Trotzdem sollte er vertragsgemäß sowohl Hereros als auch die Nama bei der Bedrohung von Leben und Eigentum schützen. Besonders Maharero erwartete von ihm Schutz gegen die Übergriffe von Hendrik Witbooi. Als er sah, daß ihm ein wirksamer Schutz nicht gewährt werden konnte, war er enttäuscht. Der englische Händler Lewis, der nicht verwinden konnte, daß die Deutschen sich in Südwest niedergelassen hatten, wiegelte Maharero auf – und der kündigte schließlich den Schutzvertrag mit Deutschland. Oktober 1888. Alles deutete darauf hin, daß die deutsche Herrschaft ein schnelles Ende gefunden hatte. Aber der wankelmütige Maharero änderte seine Meinung erneut und bat öffentlich um die Wiederherstellung der deutschen Schutzherrschaft. Inzwischen hatten die Deutschen ihre Schutztruppe verstärkt. Aber es war nur eine Mini-Truppe, bestehend aus ungefähr 600 schnell ausgebildeten Soldaten. Später wurden es 275 Offiziere, 60 Sanitätsoffiziere, 7073 Unteroffiziere und Reiter mit 5216 Pferden.

4. Dichtung: Die Deutschen griffen an

Die deutsche Schutztruppe habe die Hereros angegriffen, weil sie sich deutscher Bevormundung entziehen wollten.

Die Wahrheit

Der alte Herero-Häuptling Maharero war tot – Nachfolger wurde Samuel Maharero, sein Sohn. Samuel war Trinker und luxus-süchtiger Lebemann. Um seine Saufschulden

und seinen teuren Lebenswandel finanzieren zu können, verkaufte er „legal“ Grundstücke seiner Stammesangehörigen an die Deutschen. Die trieben ihre Rinder auf das mit Stempel und Häuptlings-Unterschrift erworbene Gelände. Die empörten Hereros, die vom heimlichen Verkauf der dem ganzen Stamm gehörenden Grundstücke durch ihren eigenen Häuptling nichts erfahren hatten, stahlen die Rinder oder schnitten ihnen die Hälse durch. Antwort der Deutschen: Sie zogen Zäune um „ihre“ Felder und ließen sie von schwarzen Farmmitarbeitern bewachen.

Die Antwort der Hereros: Am 12. Januar 1904 erging der Befehl ihres zwielichtigen Häuptlings Samuel Maharero, der den grausamen Tod von mindestens 123 Farmern, Ansiedlern und Kaufleuten zur Folge hatte. Wieder der Afrikaforscher Dr. H. Vedder: „Buren, Engländer und Missionare wurden befehlsgemäß verschont. Mit wenigen Ausnahmen vergriffen sich die Hereros auch nicht an deutschen Frauen und Kindern. Mancher Deutsche verdankte die Rettung seines Lebens der rechtzeitigen Warnung seiner Herero-Mitarbeiter, die ihren Herrn nicht mißhandelt sehen wollten. So geheim hatten die Herero ihre Vorhaben gehalten, daß selbst die Missionare von dem Ausbruch des Aufstandes völlig überrascht wurden.“

Die Morde an den Deutschen waren ein grauenvoller Blutrausch, den ich hier nicht detailliert schildere. In sinnloser Wut wurden auch Gebäude und ganze Farmen zerstört, von denen die meisten Schwarzen ebenfalls lebten.

5. Dichtung: Wilhelm II. befahl „Völkermord“

Kaiser Wilhelm II. ließ die Ausrottung aller Hereros anordnen. Der erste Völkermord der Deutschen.

Die Wahrheit

Kaiser Wilhelm II. hatte als Rache wegen des regelrechten Abschlachtens der Deutschen in der üblich bombastisch-wilhelminischen Form zweifellos folgenden Befehl gegeben: Die Hereros müssen vernichtet werden. Was aber

verschwiegen wird: Im militärischen Sprachgebrauch wurde das Wort Vernichtung seinerzeit keinesfalls auf ein ganzes Volk mit Frauen, Kindern und Männern gemünzt. Gemeint war die „Vernichtung“ des „feindlichen Militärs“. Verschwiegen wird auch der ausdrückliche Befehl, daß bei Frauen und Kindern „nur über die Köpfe hinweg“ geschossen werden sollte. Trotzdem – und das muß festgehalten werden: Es war ein Unglück, daß Wilhelm II. „seinen bisherigen Mann“ Leutwein, abberief und durch den forschen General von Trotha ersetzen ließ. Leutwein hätte mit den Hereros einen beiderseitig akzeptablen Verhandlungsfrieden erreicht – und von Trotha, nicht nur Soldat, sondern auch angesehener Fotograf und Pflanzenkundler, wollte den in Deutschland stark umstrittenen und bald auch widerrufenen Befehl nur allzu wortgetreu umsetzen.

Reichskanzler von Bülow beschreibt in seinen Lebenserinnerungen ausführlich, wie er den Kaiser wieder „umbog“, den „Vernichtungsbefehl“ zurückzunehmen, und ihn schließlich davon überzeugte, daß die Politik ein größeres Mitspracherecht habe als das Militär. Ob Wilhelms neue Einsicht rechtzeitig bis von Trotha vordrang , dafür fehlen die Beweise. Jedenfalls blieb von Trotha ein geächteter Mann am Hofe.

6. Dichtung: Am Wasserberg 100 000 ermordet

Am berühmten Wasserberg wurde das ganze Herero-Volk ermordet und die Überlebenden anschließend in eine Sandwüste getrieben, wo sie nur noch vergiftete Quellen vorfanden. Von wenigen Ausnahmen abgesehen verstarben alle – um die 100 000 Menschen!

Die Wahrheit

Denkbar ist, daß sich etwa 50 000 Herero-Krieger, ausgerüstet mit rund 6000 Gewehren, am „Waterberg“ verschanzt hatten. Bei sich auch Kinder, Frauen, Alte. Es war ein mörderisches und unmenschliches Gefecht. Aber auch hier wieder: Afrika ist Afrika. Noch heute ist es dort normal, daß sich in Stammeskriegen Schwarze gegenseitig

mit Buschmessern zerhacken, Kinder zu Mörder-Soldaten ausbilden und Menschen grauenvoll zu Tode quälen. In der Nacht konnten viele Hereros die deutsche Umklammerung am Waterberg durchbrechen, um in die Salzwüste zu flüchten, Richtung englisches Gebiet. Dabei kamen zweifellos Tausende elendig um. Unwahr: Sie wurden nicht von der deutschen Schutztruppe in die Salzwüste getrieben – und die Geschichte von den von Deutschen vergifteten Quellen ist schlichte Fälschung, die



Häuptling Samuel Maharero. Ein Säufer und Lebemann.

damals übliche Kriegs-Propaganda, die vor allem durch Engländer verbreitet wurde.

Über die Zahl der erschossenen und bei der Flucht ums Leben gekommenen Hereros gehen die Schätzungen weit auseinander. Tatsache: Die Zahl von 100 000 dürfte um ein Vielfaches übertrieben sein. Wahrscheinlicher ist die Zahl von etwa 15 000, weil viele Flüchtlinge – auch Samuel Maharero – englisches Gebiet erreichten. Mindestens 15 000 Hereros wurden nach der Schlacht von deutschen Missionaren in Sammellagern betreut. Und was eben auch zur geschichtlichen Wahrheit gehört: An der Schlacht am Waterberg nahmen auf deutscher Seite mehr schwarze als weiße Soldaten teil, die den Hereros nur allzu gern deren Raubzüge und Viehdiebstähle „heimzahlen“ wollten.

Die Hereros selber waren sich übrigens stets ihrer Mitschuld bewußt, und ihre jetzigen Führer geben offen zu, daß die Medaille zwei Seiten hatte.

Bis heute haben die Hereros am Waterberg keine Gedenkstätte für ihre ums Leben gekommenen Stammesangehörigen errichtet. Es bleibt wohl den „bösen Deutschen“ vorbehalten, in Bremen und anderswo auf Denkmälern an die „deutsche Schuld“ bei der Niederwerfung des Herero-Aufstandes zu erinnern.

Mein kurzer Ausflug in die deutsche Kolonialgeschichte konnte auf wenigen Seiten nur sehr unvollständig sein und hatte nicht die Absicht des Reinwaschens. Aber das wollte ich erreichen: Von einem bewußt geplanten „Völkermord“ zu sprechen – das ist absurd, und die Schuld allein bei Deutschland zu suchen, ist grob gelogen.

Seltsam: Im jetzigen Namibia gibt es viele gebildete Hereros, die in Eintracht mit deutschen Farmern zusammenarbeiten. Diese Hereros fordern von England seit langem: Gebt Unterlagen heraus, aus denen hervorgeht, daß Engländer damals beim Aufstand der Hereros eine wichtige Rolle spielten, weil sie der deutschen Kolonialmacht in Deutsch-Südwestafrika so einen schweren Schlag versetzen wollten.

England schweigt – und öffnet keine Archive zu diesem Thema. Wie so häufig – auch in anderen Fragen nicht. Am Rande: Der Grabstein des Herero-Häuptlings Samuel Maharero und seines Vaters wurde in Afrika von Deutschen mit deutscher Grabinschrift errichtet.

Wichtiger Anhang

P.S. Am 13. März 2006 erreichte mich ein Brief von Kurt Kirschnerreit, Pfarrer im Ruhestand, der viele Jahre Leiter der Deutschen Evangelisch-Lutherischen Kirche in Namibia war. Der erfahrene Theologe war in Namibia entschiedener Gegner der Apartheid, aber ebenso klar machte er Front gegen die einseitigen und historisch völlig haltlosen „Schuldbekenntnisse“ der Evangelischen Kirche in Deutschland, die sich mehrfach immer wieder offen auf die Seite der kommunistischen „Befreiungsbewegungen“ in Namibia gestellt und auch über das Thema Herero-Krieg falsche Fakten verbreitet hatte. Unter der Überschrift „Ein versäumtes Schuldbekenntnis?“ formuliert es der bei Hereros wie bei in Namibia lebenden Deutschen hoch angesehene Theologe so:

1. Die Pauschalzahl von 80 000 oder gar 100 000 Hereros ist auf Grund vorangegangener Volkszählungen übertrieben. Eine solche Zahl hat diese Volksgruppe zur damaligen Zeit nie erreicht.
2. Da die Hereros als Nomadenvolk auch im Kriege Frauen und Kinder und ihr Vieh mit sich führten, kann niemals so eine große Zahl von Menschen und Tieren in der Gegend des Waterbergs zur Entscheidungsschlacht versammelt gewesen sein, weil unmöglich genügend Wasser und Nahrung zur Verfügung gestanden hätte. Heute würde man von unlösbaren logistischen Problemen reden.
3. Im damaligen Herero-Krieg gelang es den Deutschen nicht, die feindlichen Truppen in dieser Gegend zu umzingeln. Dazu waren die eigenen Truppen zu abgekämpft und durch zu große Verluste zu sehr geschwächt.

4. Die Hereros, ebenfalls kriegsmüde, zogen frei ab. Die große Einkesselung konnte nicht geschlossen werden. Die Hereros wurden nicht „vertrieben“.
5. Die Hereros wählten selber den Weg, den sie als „Treckpfad“ kannten, weil er hinreichend Wasserstellen und Nahrung für das Vieh bot, um auf diese Weise bis zum Kavangdodelta im heutigen Botswana zu gelangen. Sie zogen nicht durch eine „Wüste“.
6. Dieser Weg führte viele Hereros ins Verderben, weil im Jahre 1904 wegen unnormaler, außergewöhnlicher Trockenheit die Wasserstellen nicht genügend Wasser lieferten. Die Zahl der heute in Botswana lebenden Hereros deutet darauf hin, daß dennoch eine größere Anzahl sich retten konnte, als vielfach angenommen wurde.
7. Prof. Dr. A. W. Steffen deutet darum den Tod der damals umgekommenen Hereros als einen „**Autogenozid**“ im Gegensatz zum „**Allogenozid**“: Die Hereros hatten „selbst“ (auto) irrtümlich einen Rückzug gewählt, der sie zu einem großen Teil ins Verderben führte. Es handelte sich jedenfalls nicht um eine durch „andere“ (allo-), in diesem Fall durch das deutsche Militär, verursachte Katastrophe.

Es bleibt also festzustellen, daß von einem „Völkermord“ im damaligen Deutsch-Südwestafrika nicht gesprochen werden kann, weil es ihn nicht gegeben hat. Die deutsche Kolonialverwaltung hatte weder einen Krieg vorbereitet noch einen erklärt. Sie war vom Aufstand der Hereros völlig überrascht und darum wegen der Ermordung von 123 deutschen Farmern und Farmangehörigen und dem Niederbrennen von Häusern zu den kriegesischen Auseinandersetzungen gezwungen worden. Sie hatte nicht die „Vernichtung“ eines Volkes geplant oder beabsichtigt.

An diesen Feststellungen ändern auch weder überlieferte „erschreckende“ Äußerungen des ein halbes Jahr nach Beginn des Aufstandes auf den Plan tretenden Generals von Trotha, noch sein am 1. Oktober 1904 erlassener „Schießbefehl“ das Geringste. Dieser Befehl wird oft als

unmenschliche Barbarei kolportiert, weil er das Schießen auf die mitgeführten Frauen und Kinder nicht ausdrücklich ausschloß.

Die mißverständliche Formulierung wurde aber schon einen Tag später, also am 2. Oktober, durch einen Zusatzbefehl dahingehend erläutert, daß ausdrücklich befohlen wurde, nicht auf Frauen und Kinder zu schießen. Dennoch ist ein mißverständlicher und unklarer Befehl nicht zu entschuldigen. Nach zwei Monaten wurde dieser Befehl offiziell aufgehoben.

Der evangelisch-lutherische Theologe Kirschnereit sinngemäß: Die Engländer verbreiteten damals in einem sogenannten „Blaubuch“ die meisten Lügen und Erfindungen über die Brutalität der Deutschen im Herero-Krieg. England hatte damit folgende Ziele:

1. Die Weltöffentlichkeit sollte glauben, daß Deutschland als Kolonialmacht unfähig sei.
2. England wollte sich selber in den Besitz von Deutsch-Südwestafrika bringen. Die „Sand-Dose“ von einst war interessant geworden.

Diese Thesen sind von der Logik her nachzuvollziehen.

1. England – zunächst völlig desinteressiert am späteren Deutsch-Südwestafrika – bedauerte diese Fehleinschätzung später, weil mit den Deutschen das Land an Wert und Bedeutung gewonnen hatte.
2. Ohne Skrupel brachen die Engländer dann gleich zu Beginn des Ersten Weltkrieges die in der „Kongo-Akte“ von 1905 vereinbarten Abmachungen, daß sich u. a. Deutschland und England – sollte es zwischen ihnen in Europa Krieg geben – niemals in den Kolonien bekriegen würden.

Der Krieg hatte kaum begonnen – und schon brach England zum eigenen Vorteil diese Verträge und eignete sich Deutsch-Südwestafrika an. Die meisten dort lebenden männlichen Deutschen wurden jahrelang in Internierungslager gesperrt, Tausende deportiert.

Bei Kenntnis all dieser Fakten ist es mit Menschenverstand nicht mehr nachvollziehbar, wieso sich deutsche

Politiker – an der Spitze Entwicklungshilfe-Ministerin Wieczorek-Zeul (die rote Heidi) – zu Vorreitern einer von Deutschen begangenen Völkermord-Theorie machen, die zwangsläufig in Anklagen gegen die eigene Nation, zu erneuten Schadenersatz-Forderungen führen muß und überdies die unwahre These untermauert, daß es die Deutschen waren, die den ersten Völkermord des 20. Jahrhunderts begangen haben.

Wer das ganze Papier von Pfarrer i.R. Kurt Kirschnerreit haben möchte – bitte mit den Deutschen Konservativen e.V. in Verbindung setzen: Telefon: 040 / 299 44 01 in Hamburg.

Onkel Elefant ist jetzt im Himmel

Bevor Sie die letzte Geschichte dieses Buches lesen, bitte, sehen Sie sich das Foto auf Seite 189 an. Ein Elefant – ein Mensch. Der Mensch schmiegt seinen Kopf zärtlich an den Schädel des grauen Giganten. Der Urwald-Riese genießt es, sucht deutlich sichtbar die Nähe und die Zärtlichkeit des Zweibeiners. Dabei haben Menschen dem grauen, gutmütigen Riesen unendliches Leid zugefügt. Leid, von dem ich zuvor nie erfahren hatte – und dann war ich eines Tages dort: Im einzigen Elefanten-Krankenhaus der Welt. Mitten im thailändischen Urwald nicht weit entfernt vom berühmten „Goldenen Dreieck“, dem Grenzgebiet von Burma, Thailand und Laos.

So fing alles an: Mehr als 50 Jahre ist es her – da fuhr die kleine Soraida aus Thailand mit ihrem Papa in dessen Lebensmittel-Lieferwagen von einem Kunden zum anderen: Autos sind zu der Zeit noch selten in Thailand. Schwere Lasten tragen die Menschen auf eigenen Schultern – transportieren sie in Ochsen-Karren oder auf dem Rücken der Elefanten. Doch wer Augen hat, der sieht schon damals: Irgendwann werden Autos den Elefanten verdrängen. Soraida, keine 5 Jahre alt, fährt gern zusam-

men mit dem Papa in dessen Lieferwagen. Dann hat er Zeit für sie, erzählt von früher – wie er selber klein war und mit seinem Papa auf dem Rücken eines Elefanten durch den Urwald geritten war. Asphaltstraßen gab es kaum. Elefanten lieben keine Asphaltstraßen. Wir Menschen sprechen immer von der Elefanten-Haut verbinden das mit „unempfindlich“ oder „dickfellig“, vielleicht sogar „trampelig“. Daher kommt er ja, dieser Spruch vom Elefanten im Porzellan-Laden. Aber Elefanten sind hoch-sensibel und empfindlich, haben in ihren Füßen die gleichen empfindlichen Nerven wie wir in den Fingerspitzen. Tropen-heißer Asphalt unter Elefanten-Füßen schmerzt. Asphalt, immer schneller werdende Autos und Elefanten auf den Straßen – das konnte nicht gut gehen – geht nicht gut. Bis heute. Trotzdem ist das Bild immer wieder zu sehen: Elefanten – rausgerissen aus ihrer natürlichen Umgebung, brutal „umerzogen“ als Lastenträger und Touristen-Attraktion auf Straßen, die für Menschen, Maschinen und Autos gut sein mögen – aber nicht für Elefanten. Die kleine Soraida sieht es mit eigenen Augen: Ein Auto kommt ins Schleudern. Reifen geplatzt. 70, 80, 90 Stunden-Kilometer? Damals viel. Schleudern, vergebliche Bremsversuche, Quietschen das japanische Auto fährt einem am Rand der Straße laufenden Last-Elefanten von hinten in die Beine. Schreiend bricht das schwere Tier zusammen, versucht sich immer wieder aufzuraffen. Ja – es stimmt: Elefanten weinen. Tränen können in Bächen über ihre runzlige, graue Haut fließen. „Sieh nicht hin“, sagt Papa zu Soraida. Doch das erste Mal in ihrem Leben: Soraida hört nicht auf den Vater. Flink wie ein Dschungel-Äffchen klettert sie vom Beifahrersitz des Lieferwagens, läuft zu dem blutenden und sich wälzenden Tier am Straßenrand, will es trösten. Passanten halten das Kind zurück. Dann ist Papa da, nimmt sie auf den Arm, versucht zu beruhigen. Vergeblich. Auch aus den Augen des Kindes laufen kleine Tränenbäche über die hellbraune Samt-Haut. Sie sieht einen Mann mit Gewehr. Papa hält ihr die Augen zu. Nur



ein Schuß – und Papa sagt: „Jetzt ist Onkel Elefant im Himmel.“ Die kleine Soraida sagt zu jedem Elefanten „Onkel“ – so, wie zu einem ganz normalen Onkel der Familie. „Onkel Elefant ist im Himmel.“ Nie vergißt Soraida diesen Satz des Vaters.

Schließlich ist sie erwachsen, erfolgreiche Geschäftsfrau – baut den traditionsreichen Lebensmittelhandel des Vaters zu einer modernen und erfolgreichen Firma aus, will als einziges Kind der Familie beweisen, daß ein Mädchen im Männer-bevorzugenden Thailand nicht weniger kämpfen kann als ein Mann. Doch ihr Herz gehört nicht der Firma. Es bleibt bei den Elefanten. Es kommt, wie es im Leben kommen muß: Soraida verkauft die Firma für gutes Geld, baut damit im Urwald von Thailand 1993 das erste und bis heute einzige Elefanten-Krankenhaus der Welt. Ganz bewußt im Urwald. Dort – wo Elefanten hingehören. Nicht in die Städte mit Asphalt und Beton. Genau da im Urwald war ich. April und Mai 2006. Gemeinsam mit Murat Temeltas (33), dem Büroleiter der Deutschen Konservativen e.V. aus Hamburg, kontrollierte Fortschritte der von uns finanzierten „Tsunami-Projekte“ in Thailand. Finanziert aus Spenden der Deutschen Konservativen und der AKTION REISKORN. Kurz bevor wir wieder nach Deutschland fliegen wollten – da bat uns Frau Soraida: „Wenn Sie Zeit haben – bitte, kommen Sie in unser Elefanten-Krankenhaus. Ich habe gehört, daß Deutsche ein Herz für Tiere haben und viel helfen.“ Wer kann da „nein“ sagen?

Murat Temeltas ist nicht nur Büroleiter der Deutschen Konservativen – für mich ist er zusätzlich ein guter Freund. 14 war er – da half er nach Schulschluß im Büro der Konservativen schon aus, verpackte Bücher, kuvertierte Briefe und verteidigte „meinen“ Verein, so gut er es als Junge konnte – bei seinen türkischen Landsleuten. Inzwischen ist aus dem 14jährigen Jungen ein Erwachsener und Familienvater geworden. Gemeinsam sind wir im Elefanten-Krankenhaus. Motala heißt sie – die große, schwere Elefanten-Dame. 45 Jahre alt und.



Ja – und: Drei gesunde Beine hat Motala, plus ein Holzbein. Als Motala Murat sieht, hebt sie ihren Rüssel, trompetet. „Komm zu mir, heißt das“, erklärt die Tierpflegerin – und der durch und durch gutmütige Murat geht ohne Angst auf die mächtige Motala zu, streichelt sie zunächst noch vorsichtig am oberen Teil ihres Rüssels. Motala blinzelt ihn an – so als würde sie sagen: „Danke, daß Du bei mir bist und mich streichelst.“ Ich drücke auf den Auslöser der Kamera, als Murat seinen Kopf zärtlich an Motala legt und dem Tier zuflüstert: „Alles wird gut.“ Denn zuvor hat er die Geschichte dieses Tieres erfahren:

Motala war Arbeits-Elefant im „Goldenen Dreieck“. Das gute und Menschen freundlich gesonnene Tier schleppte und stapelte gefällte Bäume dort, wo Autos und Maschinen nicht hinkommen. Doch im Goldenen Dreieck regieren immer noch „War-Lords“. Schreckliche Menschen sind das. Verbrecher. „War-Lords“ „Kriegs-Herren“, wie sie sich selber nennen. Mit eigenen und selbst aufgestellten Armeen kontrollieren sie den Mohnanbau. Weißer Mohn. Nicht rot. Weißer Mohn in versteckten Tälern. Opium wird daraus gemacht. Dann Heroin. Schwerreich sind sie – diese „War-Lords“. Und skrupellos. Und herzlos. Und schrecklich. Alles zusammen. Mit russischen und chinesischen Tretminen sichern sie ihre „Kriegs-Gebiete“ vor rivalisierenden Verbrecher-Banden ab. Motala ist auf eine dieser Minen getreten. Die Mine hat ihr vorderes, linkes Bein zerfetzt, den ganzen Fuß abgerissen. Ein buddhistischer Mönch erbarmte sich ihrer, verhinderte den „Fangschuß“, Frau Soraida bekam einen weiteren Patienten. Seit sieben Jahren lebt Motala im Elefanten-Krankenhaus. Schwer das Leben für Motala auf drei Beinen. Ein Metallgerüst wurde für die Elefanten-Frau gebaut. Umwickelt mit dicken Säcken. Eine Erleichterung für Motala, wenn sie dort die Last ihres Körpers mit dem Kopf abstützen kann.

Zwei Stunden pro Tag lernt Motala wieder das Laufen auf vier Beinen. Im Elefanten-Krankenhaus wurde für Motala



Murat Temeltas hält ein Kunstbein für den Elefanten-Invaliden hoch

ein Ersatzbein konstruiert. Aus Holz, aus Plastik, aus Schaumstoff. Auf dem Foto sehen Sie dieses Bein. Murat hält es in der Hand. Erst wenn Sie dieses Bild betrachtet haben, werden Sie das nächste Bild richtig beurteilen können. Motala folgt auf vier Beinen seiner Pflegerin, lernt wieder „richtig“ laufen. Lieb – wie ein braver Hund – trottet das schwere Tier an einer dünnen Leine hinter der Frau her. Nur sehr, sehr langsam gewöhnt sich die Elefanten-Dame an das Bein. Trotzdem: Sie spürt die Hilfe und akzeptiert die Prothese mehr und mehr. Motala wird mit diesem Bein nie wieder allein im Urwald leben können. Aber im Elefanten-Krankenhaus bleibt Motala nicht allein. Als ich mit Murat dort war, gab es neun weitere Patienten. Auch Elefanten-Babys. Sie bekommen gleiche Geh-Prothesen. Auch sie haben Teile ihrer Beine auf Tretminen verloren. Zum Beispiel der dreijährige Baby-Elefant Motoo und seine 7 Jahre alte Schwester Mojay. Sie waren neugierig in der großen Urwald-Welt, wollten ohne Mama auf Erkundung gehen. Ein Feuer-Blitz, ein Krachen, Metall-Splitter. Tretminen der „War-Lords“. Wie durch ein Wunder blieb Mama Elefant unverletzt, als sie mehr als zwei Tage hilflos neben ihren beiden Babys stehenblieb und mit dem Rüssel streichelte. Wieder war es ein Mönch, der Frau Soraida alarmierte. Das Elefanten-Krankenhaus hat ein Spezialfahrzeug. Damit können die schweren Tiere transportiert werden, und Mama Elefant kam mit. Was für Patienten in diesem Krankenhaus! Die 29 Jahre alte Tanee. Ein riesiger, geblähter Bauch. „Schwanger“, so die erste Diagnose. Nein – nicht schwanger. Bakterien ließen den Bauch aufquellen wie einen Ballon. Langsam wird Tanee gesund. Oder E-Kor, ein 45jähriger Elefanten-Bulle. Gestürzt in den Bergen. Verkrüppeltes Hinterbein. Invalide. Hilfe nicht mehr möglich. Für ihn ist das Elefanten-Krankenhaus neue Heimat bis zum Tod geworden.

Thang Thong ist erst 17. Blind auf beiden Augen. Ausgeschossen. Keiner weiß, von wem, warum. Oder die 47 Jahre alte Elefanten-Dame Auan. Sie ist abwechselnd



Wie ein Hündchen an der Leine lernt der Elefanten-Invalide Laufen mit Kunstbein.

depressiv und aggressiv. Nur ein einziger Pfleger darf sie füttern und sich in ihre Nähe wagen. Auan plagt eine schwer zu heilende Augen-Infektion. Zwei Babys hat Auan verloren. In Freiheit, im Urwald. Eines – das haben Urwald-Bewohner berichtet – fiel in eine tiefe Schlucht – das zweite Baby starb vermutlich an einer Lungenentzündung.

Nicht leicht für Frau Soraida in ihrem Elefanten-Krankenhaus, wehrt sich mit Freunden, dem Königshaus und der Presse dagegen, daß aus ihrem großartigen Hospital eine billige Touristen-Attraktion gemacht wird, wo die Tiere angeglotzt werden wie im Zirkus. Touristen bedeuten immer Geld. Für Geld machen Menschen vieles. Sogar ein Attentat wurde verübt auf Frau Soraida. Sie hat überlebt. Durch Glück.

Frau Soraida ist eine „Verrückte“. „Verrückt“ – wie ich selber. Ich bin „verrückt“ darauf, Politik zu verändern, damit die Menschen in Würde leben. Das mache ich mit den Deutschen Konservativen e.V., die ich als „mein Kind“ betrachte. Ich bin „verrückt“ nach Kindern und alten, armen Menschen. Für die habe ich 1985 als Chefreporter der HÖRZU – gemeinsam mit Max Schmeling – die AKTION REISKORN aus der Taufe gehoben. Und ich bin „verrückt“ nach Tieren. Wie wir Menschen – Tiere sind Geschöpfe Gottes. Es ist eine „verdammte Pflicht und Schuldigkeit“ der Stärkeren, sich um die Schwächeren zu kümmern. Egal, ob in der Politik, egal, ob im sozialen Bereich. Egal, ob als Mensch für Tiere.

Deswegen habe ich ein wenig versteckt – aber sehr zielstrebig – Geburtshelfer bei einem anderen Verein gespielt. AKTION SORGENTIER heißt der. Die Chefin dieses Vereins: Roswitha Lendner. Seit mehr als 20 Jahren meine Buchhalterin. Im Vorstand dieses Tierschutzvereins sitzt Murat Temeltas, Büroleiter der Deutschen Konservativen. „Tarnnetz für ein Vereins-Imperium“ sagen einige Linke dazu. Sollen sie doch. Sie werden sowieso nie begreifen, daß für einen Konservativen – und der bin ich durch und durch – Mitmenschlichkeit und Verantwortung vor unse-

rem Herrgott höher stehen als jedes Parteiprogramm und jede vorgegebene „politische Korrektheit“. Manche sagen „Der tanzt auf allen Hochzeiten“. Falsch. Ich tanze nur auf einer Hochzeit. Das ist die Hochzeit eines Lebens, mit der ich ein ganz klein wenig und mit all meinen menschlichen Schwächen auf diesen Moment zusteure: Auf den Moment, wo ich da oben anstehen muß und mir mit **absoluter** Sicherheit die Frage gestellt wird: „Was hast Du in Deinem Leben für andere getan?“ Soll ich dann etwa nur die erbärmliche Antwort geben können: „Ich habe gut gelebt, mich vergnügt, bin weit und teuer gereist, mich einen Dreck um andere gekümmert, war nur an Spaß und gutem Leben interessiert?“

Ein armes Schwein, wer dann solche Antwort geben muß. Nein – meine Antwort soll anders lauten. Die Antwort eines „Heiligen“ – die kann Joachim Siegerist ganz bestimmt nicht geben, aber eines Tages mit einem einigermaßen guten Gewissen wieder vor meinen Schöpfer treten und sagen können: „Ich habe mich bemüht“, das möchte ich und das strebe ich an. Wie immer zum Schluß meiner Bücher: Danke. Daß Sie mir zugehört haben.

P.S. Sollten Sie von den Deutschen Konservativen, von der AKTION REISKORN oder von dem Tierschutzverein AKTION SORGENTIER einen Spendenbrief erhalten bitte, sagen Sie nicht, „der tanzt ja auf allen Hochzeiten“.

Wenn Sie dem Elefanten-Krankenhaus helfen möchten – am besten heute oder morgen – dann machen Sie es so:

AKTION SORGENTIER e.V.

Sparkasse Bremen

BLZ: 290 501 01

Konto: 801 44 66

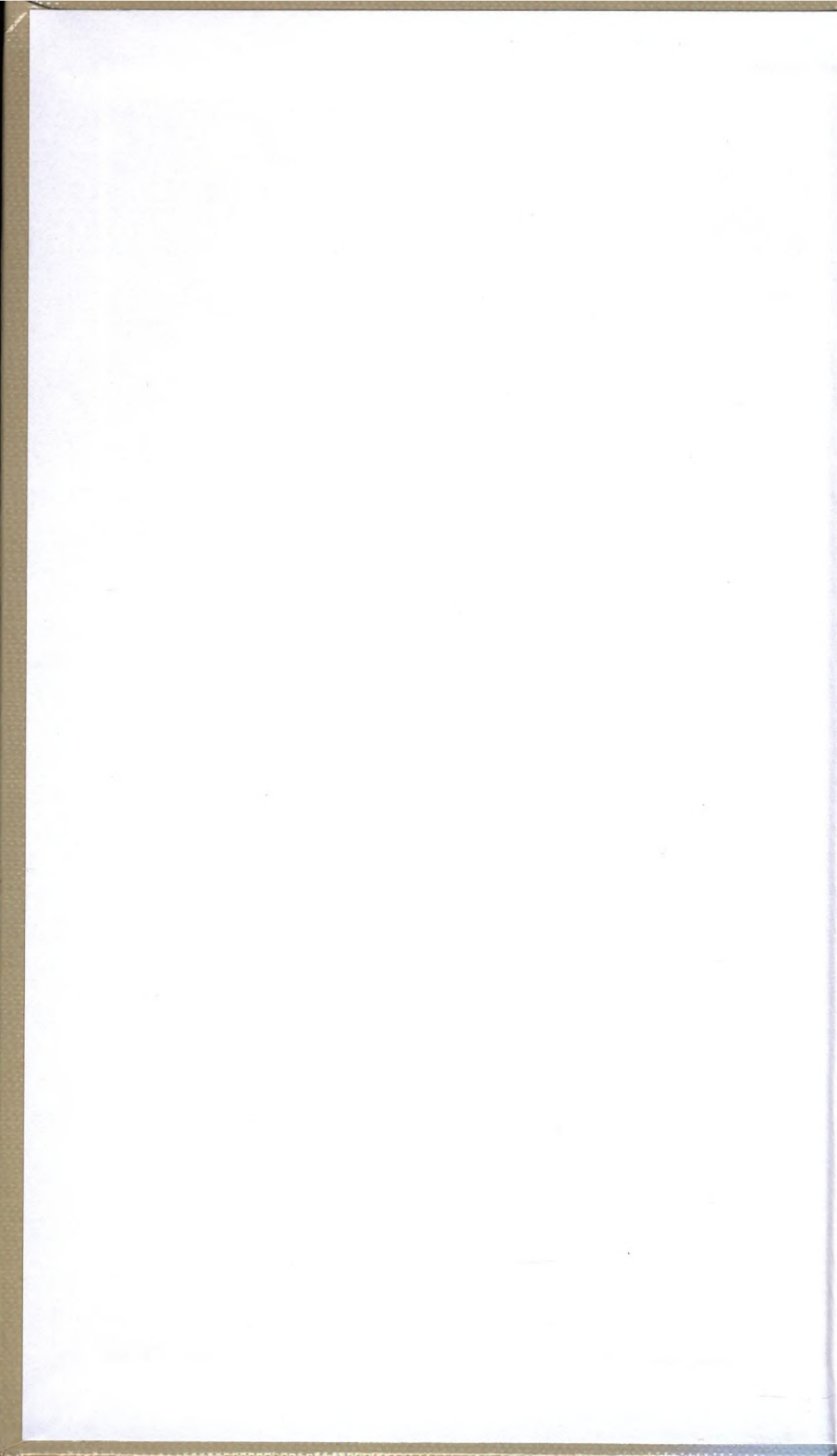
Stichwort: Elefanten-Krankenhaus

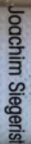
Der Zeichner und die „Chemie“

Eine wunderbare Harmonie in diesem Buch. Die Geschichten – die dazu passenden Zeichnungen. Das ist nur möglich, wenn die „Chemie“ zwischen „Schreiber“ und Zeichner paßt. Mit Probezeichnungen haben sie sich angenähert – Joachim Siegerist und Sitthiporn Pounsuk (36) aus Bangkok. Nach Fertigstellung der „schielenden Katze Meyerdiercks“ (Seite 43) hatte es dann endgültig „gefunkt“. Der Anfang einer wunderbaren Zusammenarbeit, die schließlich dieses Buch entstehen ließ.



Sitthiporn Pounsuk wurde vom thailändischen Königshaus ausgezeichnet als bester Buch-Illustrator Thailands. Besondere „Schwäche“: Zeichnungen für Kinderbücher. Da in den Siegerist-Geschichten immer wieder ein Teil der Kindheit „durchblitzt“, ist es kein Wunder, daß hier zwei Mosaiksteinchen perfekt zusammengesetzt werden konnten.





Notizblock eines konservativen Journalisten

